



Festschrift

zur

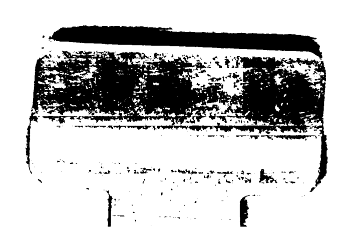
Einweihung des neuen Gymnasial-Gebäudes beim Königlichen Pädagogium in Putbus

am 12. November 1908.

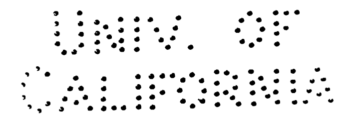
Inhalt:

Putbus.
Druck von R. Decker.
1908.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS







Festschrift

zur

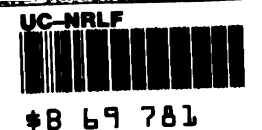
Einweihung des neuen Gymnasial-Gebäudes

beim Königlichen Pädagogium in Putbus

am 12. November 1908.

Putbus.
Druck von R. Decker.
1908.


LF
3195
P8P3



Festschrift

zur

Einweihung des neuen Gymnasial-Gebäudes
beim Königlichen Pädagogium in Putbus

am 12. November 1908.

Inhalt:

Putbus.
Druck von R. Decker.
1908.



mannstand die nötigen Kenntnisse vermittelt werden. Zugleich wurde in Verbindung mit der Lehranstalt die Gründung eines Alumnats ins Auge gefaßt, damit die Schüler, die diese Anstalt besuchten, hier untergebracht und ihre Erziehung in geordneter Weise geleitet werden könne. Da indessen der vorgelegte Unterrichtsplan die höhere Genehmigung nicht fand, wurde derselbe dahin abgeändert, daß zwar der Lehrplan eines humanistischen Gymnasiums zu Grunde gelegt wurde, daneben aber doch die realen Fächer und die neueren Sprachen wesentlich berücksichtigt werden sollten. Diese Form ward dann von der königlichen Unterrichtsverwaltung genehmigt; auch hatte Se. Maj. König Friedrich Wilhelm III. in einem gnädigen Handschreiben vom 2. März 1835 den Fürsten Malte „in Anerkenntnis seiner achtungswerten patriotischen Gesinnung Seines aufrichtigsten Dankes und Seines Wohlwollens besonders versichert“ und gleichzeitig auch in einer an das Königliche Ministerium erlassenen Allerhöchsten Kabinettsordre sich geneigt zu erklären geruht, das Patronat über die zu gründende Anstalt zu übernehmen, auch wegen ihres Fortbestehens einen dauernden Staatszuschuß verheißen. Die eine Hälfte der Baukosten wurde dem Fürsten zu Putbus ersetzt, für die andere ihm die Ermächtigung erteilt zehn Benefiziatenstellen im Alumnat oder zwölf Schulgeldfreistellen zu gewähren.

Inzwischen waren in den Jahren 1833—1836 das dreistöckige Hauptgebäude mit einer Front von 15 Fenstern, die Wirtschaftsräume, das Stallgebäude, das parallel hinter dem Alumnat stehend einen nur schmalen Hof umschloß, und das Direktorhaus erbaut worden, auch Schul- und Wohnräume der Alumnen mit der nötigen Einrichtung versehen, und so wurde am 7. Oktober 1836 die Anstalt als Königliches Pädagogium eingeweiht und der Unterricht mit 37 Schülern, deren aber bald mehr wurden, eröffnet. Als Direktor war der Professor Dr. Hasenbalg berufen, dem zwei Oberlehrer, vier Adjunkten und drei technische Lehrer zur Seite standen. Die vorgesetzte Behörde war neben dem Königlichen Provinzial-Schulkollegium anfangs noch das Königliche Konsistorium in Stettin. Als örtliche Aufsichtsbehörde war von vornherein ein Kuratorium eingesetzt, an dessen Spitze der jedesmalige Besitzer der Grafschaft Putbus und als stellvertretender Vorsitzender der Direktor stehen sollte. Außerdem gehörte zu demselben der Superintendent der Garzer Synode und ein Rechtsconsulent, später auch ein Vertreter der Rügenschen Ritterschaft. Auch der 1. Oberlehrer hat dieser Körperschaft angehört und auch der erste Ortsgeistliche; denn Putbus, das erst in Vilmnitz eingepfarrt war, wurde

1839 eine eigene Kirchengemeinde und der für die Schlosskapelle angestellte Geistliche trat zugleich als Religionslehrer in das Lehrerkollegium. Als Amtswohnung für ihn und den ersten Oberlehrer schenkte 1843 die Fürstin Luise das neuerbaute Haus No. 11 am Cirkusplatz und als solche für den 2. Oberlehrer wurde 1845 das bisher v. Rüts'sche Haus und Grundstück an der Allee No. 18 erworben und dadurch zugleich ein Wirtschaftshof für die Oekonomie und durch Verlegen der Stallgebäude in gleiche Flucht mit den Wirtschaftsräumen aus dem Garten jenes Hauses ein geräumiger Spielplatz für die Alumnen gewonnen. Auf demselben ist dann 1870 die Turnhalle errichtet worden, während bis dahin das Turnen im Winter zeitweis entweder im Speisesaal oder in einem gemieteten Raum betrieben oder auch ganz eingestellt war. Im Sommer war, allerdings beschränkt durch die Zeit des Badens in der See, auch in einem in der Nähe des Kirchhofes belegenen, dem Pädagogium vom Fürsten überwiesenen Platze geturnt worden. Im Jahre 1884 wurde das neben dem Direktorhause gelegene früher Wienkoopsche Haus gekauft, in welchem, da das Alumnat eigentlich nur Raum und Einrichtung für 60 Schüler besass, unter Leitung eines Lehrers, der dort zugleich eine Amtswohnung erhielt, ein kleines Alumnat eingerichtet wurde. Als dann im Jahre 1888 das der Anstalt gegenüberliegende bisher dem Rendant Kuhn gehörige Haus erworben war, wurde das Nebenalumnat dahin verlegt und in das sogenannte Wienkoopsche Haus die Krankenpflege, der Anfangs innerhalb des Hauptgebäudes, dann im Oekonomiegebäude ein Paar Zimmer überwiesen waren, verlegt, während das Erdgeschoss die Amtswohnung eines Oberlehrers wurde. So ist es bis jetzt geblieben bis auf die Jahre 1877 und 1878, in denen wegen Ueberfüllung des Alumnats Schüler in dem bisherigen Krankenhaus untergebracht waren, die Krankenpflege aber in das dem Anstaltsarzt gehörige Haus No. 2 am Cirkus verlegt war. Man hatte also in dieser Zeit neben dem Hauptalumnat noch zwei Nebenalumnate, in deren einem zeitweis 24, in dem andern 12 Alumnen untergebracht wurden, die aber die Hauptmahlzeiten und das Abendessen, ausgenommen in den Wintermonaten, im Hauptgebäude einnahmen. Jetzt ist übrigens beabsichtigt, auch das Erdgeschoss dieses Hauses der Krankenpflege zuzuweisen, weil bei ansteckenden Krankheiten in den bisherigen Räumen ein Isolieren nur mangelhaft und sehr schwer bewerkstelligt werden kann.

In den nächsten acht Jahren sind dann keine wesentlichen Aenderungen getroffen worden.

Der Bericht über die Jubelfeier 1886, von dem damaligen Direktor Spreer verfasst, erschien im 61. Jahrgang der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“ und wurde in Sonderabdruck dem Jahresbericht des Pädagogiums Ostern 1887 beigegeben. Dieser Bericht gibt Zeugnis von der zahlreichen Beteiligung, deren wir uns bei diesem Feste von Seiten der hohen vorgesetzten Behörde, der Universität Greifswald, der höheren Schulen Pommerns und vieler angesehener Einwohner von Rügen und Putbus zu erfreuen hatten, von dem überaus zahlreichen Besuch früherer Schüler unserer Anstalt, von den Geschenken und Ansprachen und von dem Verlauf des ganzen Festes, das aus Begrüßung der Gäste und Theateraufführung, aus Festzug, Festaktus, Festessen und Ball bestand. Geschenkt wurde bei dieser Gelegenheit von Sr. Durchlaucht Fürst Wilhelm zu Putbus die Marmorbüste des Fürstlichen Stifters der Anstalt nebst Console und marmorner Widmungstafel, von den früheren Schülern das lebensgroße Ölgemälde Kaiser Wilhelms I. und ein mit Wappen und Inschrift besticktes kostbares Schulbanner; daneben wurden von Anderen wissenschaftliche Arbeiten und Gratulationsschriften überreicht, und zur Erinnerung an dieses Fest machten ehemalige Schüler die sogenannte 2. Jubiläumsstiftung zur Unterstützung von Söhnen früherer Lehrer und Schüler der Anstalt, die die Abiturientenprüfung bestanden, wenn sie sich auch einem wissenschaftlichen Studium nicht widmen. „Die ganze Feier war eine herrliche Kundgebung der Pietät“, schreibt der Verfasser jenes Festberichtes, „und wir können nur wünschen, daß die weiteren Generationen unserer Schüler von gleicher Dankbarkeit gegen die Stätte ihrer Jugendbildung beseelt sein werden, wie es die der ersten 50 Jahre dokumentiert haben.“

Die Fortsetzung der Geschichte des Königl. Pädagogiums, die wir hier geben, kann natürlich so umfangreich wie jene Darstellung nicht sein, da es sich nur um den kürzeren Zeitraum von 22 Jahren handelt.

Die oben genannte Marmorbüste des Fürsten Malte bekam ihren Platz in dem Betsaal, ebenso die schöne marmorne Widmungstafel; und da bei dem Festdiner, dem der bereits damals in den Ruhestand getretene Professor Dr. Biese beiwohnte, der geistvolle Kopf dieses ehrwürdigen Greises auf den anwesenden Bildhauer Herrn Ochs jun. aus Berlin, den Meister jener Büste des Fürsten, einen tiefen Eindruck gemacht hatte, erbot sich dieser denselben als Gypsrelief in Medaillonform darzustellen und ebenso nach einem vorhandenen Bilde als Pendant den Kopf des ersten Direktors der Anstalt, Dr. Hasenbalg. Diese Reliefs wurden nun zu Seiten der Büste des Fürsten Malte

angebracht und erinnern so, wie die darunter befindliche Widmungstafel angibt, an die Gründung der Anstalt. Das Ölgemälde Kaiser Wilhelms I. wurde, da der Betsaal zu niedrig war, in dem damaligen kleinen, später in dem neuen hohen und geräumigen Eß- und Zeichensaal aufgehängt.

Es wurde nämlich, um zuerst auf die baulichen Veränderungen im Pädagogium einzugehen, im Herbst des Jahres 1889 das Eckhaus des Cirkusplatzes und der Alleestraße, in dem bisher ein Hotel — dasselbe, in dem 1866 der nachmalige Fürst Bismarck übernachtet hatte — und eine Bäckerei gewesen war, von der Anstalt angekauft mit der Absicht, in dessen oberem Stockwerk einen helleren und zweckmäßiger gelegenen Zeichensaal einzurichten. Dies Haus sollte durch einen überdachten Gang mit dem Eßsaal verbunden werden. Da kam man auf den Gedanken, die beiden Wände dieses beabsichtigten Ganges in weiterem Abstand von einander aufzuführen, mit Fenstern und einer Bedachung zu versehen, und erhielt so einen hohen schönen Saal, der neben dem Zeichenunterricht auch zu festlichen Veranstaltungen genügenden Raum bot. Zwischen ihm und dem alten Eßsaal war noch ein Zimmer zu Musikübungen eingerichtet, in dem bei Anstaltsbällen die Musik ihren Platz bekam; denn auch die Tanzvergnügungen, für die der Eßsaal sich längst als zu klein erwies, fanden nun nicht mehr, wie bisweilen in dieser Zeit, in dem fürstlichen Kursaale statt, was zu manchen Unbequemlichkeiten und Unzuträglichkeiten führte, sondern hier in den eigenen Räumen. Für diesen Saal, der außer dem Kaiserbilde noch mit Büsten geschmückt wurde, schenkte Se. Durchlaucht Fürst Wilhelm zu Putbus im Jahre 1901 die Ölgemälde König Friedrich Wilhelms III. und König Friedrich Wilhelms IV. und im Jahre 1906 das vorzügliche Ölbild Kaiser Wilhelms II.

Das genannte Eckhaus wurde nun zu drei Lehrerwohnungen eingerichtet, und in zwei Zimmern des Erdgeschosses wurde im Herbst 1893 die Haupt- oder Lehrerbibliothek untergebracht, die eine Reihe von Jahren nebst der Schülerbibliothek in dem Nebengebäude über den Wirtschaftsräumen aufgestellt gewesen war, aber bei ihrem beständigen Wachsen hier nicht mehr genügenden Platz hatte.

Während die genannten baulichen Veränderungen den südlichen Teil des Anstaltsgebäudes erweiterten, wurde im Jahre 1894 am Nordende desselben ein Anbau gemacht. Die Klosets für das Alumnat lagen bisher getrennt von dem Hauptgebäude auf dem Hofe. Um diese in Verbindung mit dem Alumnat zu bringen und zugleich eine Warmbadeanstalt einzurichten, wurde zu diesem Zwecke hier

nach dem Hofe zu ein kurzer zweistöckiger Flügel angebaut, in dessen oberem Geschoss dann noch ein Lehrzimmer für den naturgeschichtlichen Unterricht und ein Sammlungsraum für die Lehrmittel dieses Unterrichtszweiges gewonnen wurden. Die im November 1895 eröffnete Warmbadeanstalt enthält zwei Wannen- und sechs Douchebäder. Das Wasser, das aus zwei Brunnen durch Benzinmotor in zwei Bassins, die im Hauptgebäude untergebracht sind, emporgepumpt ward, diente zum Teil, in einem großen Badeofen gewärmt, diesen Bädern und versorgte zum andern Teil das Alumnat nebst den Wirtschaftsräumen, sowie die angrenzenden Direktor- und Lehrerwohnungen und das Krankenhaus mit Trinkwasser. In der Badeanstalt konnte nun den Alumnen wöchentlich wenigstens einmal die Gelegenheit geboten werden in der Zeit warm zu baden, in der nicht in der See gebadet wird. Freilich reichten jene beiden Brunnen zur Versorgung des ganzen Alumnats und der anderen Häuser bald nicht mehr aus. Es wurde deshalb im Garten des dem Hauptgebäude am Cirkusplatze gegenüberliegenden Nebenalumnates ein neuer sehr wasserreicher Brunnen eröffnet und dessen Wasser mittels Motors durch Saug- und Druckpumpen über dem Cirkusplatz nach den Bassins des Hauptalumnats befördert. Dieser Wasserreichtum bewirkte, daß man im Jahre 1907 auch daran denken konnte, das dem Pädagogium gehörige Haus No. 11 mit Wasser zu versorgen.

Zwischen dem genannten Flügel mit der Badeanstalt und dem Direktorhause schließt eine hohe Mauer den Alumnatshof ab. Ein Tor in derselben bildet die Einfahrt in den Hof. Hinter dieser Mauer wurde nun durch Errichten einer zweiten Mauer ein überdeckter Gang hergestellt, der so die Direktorwohnung unmittelbar mit dem Alumnat verbindet. So unbedeutend diese Veränderung erscheint, ist sie doch von großem Werte deshalb, weil es nun dem Direktor jederzeit leicht möglich ist, aus seiner Wohnung in das Alumnat zu kommen, ohne sich den Unbilden der Witterung jedesmal auszusetzen. Zugleich bietet dieser Gang Raum zur Unterbringung der Fahrräder, deren seit dem Aufkommen dieses Sports unter den Alumnen eine große Anzahl vorhanden ist.

Ein umfassender Umbau betraf die im Dachgeschoß untergebrachten beiden Schlafsäle, die bisher nur mit Fenstern an den beiden Giebeln versehen, nur ungenügend gelüftet werden konnten. Im Jahre 1900 wurde deshalb die Umfassungsmauer des Hauptgebäudes um ein Stockwerk erhöht, das steilere Dach dort durch ein flacheres ersetzt und so der Raum der früheren (westlichen) Abseiten

zu den Schlafsälen zugewonnen, durch zahlreiche Fenster heller und luftiger gemacht, auch durch Benutzung der nun vorhandenen Wasser- und Sielleitung die Beschaffung des nötigen Waschwassers und die Entfernung der Abwässer wesentlich erleichtert.

Gleichzeitig wurde auch die zwischen den beiden Schlafsälen liegende frühere Schlafstube für den diensthabenden Adjunkten zu einer Lehrerwohnung ausgebaut, wodurch eine andere Lehrerwohnung im zweiten Stockwerk als Arbeitsräume für Alumnen gewonnen wurde. Durch diesen Frontispicebau bekam das Hauptgebäude auch von vorn ein anderes Aussehen und zugleich eine Stelle für die große eiserne Flaggenstange, an der an bestimmten Festtagen die königliche Dienstflagge, an anderen hervorragenden Tagen die deutsche Nationalflagge weht. Durch diese Errichtung einer Lehrerwohnung ist den Alumnen auch in der Nacht die Möglichkeit geworden, bei plötzlicher Erkrankung, bei Feuers- oder anderer Gefahr schleunigst Rat und Hilfe herbeizurufen.

Eine andere für die Sicherheit der Alumnen gegen Feuersgefahr wesentliche Verbesserung ist die in dieselbe Zeit fallende Umänderung der hölzernen Treppe im Hauptgebäude in eine Steintreppe mit in Eisenschienen gelegten granitenen Stufen bis zu den Schlafsälen hinauf, die zugleich den Vorteil bietet, daß das dröhnende Geräusch der auf- und abwärts gehenden nun abgestellt ist.

Weiter gehört in dieselbe Zeit die Herstellung eines eigenen Treppenhauses für die in dem oberen Stockwerk des Hauses No. 14 untergebrachten Krankenzimmer, wodurch die im Erdgeschoß befindliche Lehrerwohnung von jenen nun völlig getrennt war.

Das schon oben genannte Haus No. 11 war im Jahre 1842 von der Fürstin Luise dem Pädagogium geschenkt worden mit der Bestimmung, daß im Erdgeschoß die Amtswohnung des ersten Oberlehrers, im Obergeschoß die des Schloß- und Ortspfarrers sein sollte, der zugleich Religionslehrer der Anstalt war. Im Jahre 1891 hörte dies Verhältnis auf; der Geistliche war nun nicht mehr Mitglied des Lehrerkollegiums, behielt aber den rezessmäßigen Gebrauch der Wohnung, auch gegen einige Leistungen die bisherigen Bezüge aus der Kasse des Pädagogiums. Während nun die Instandhaltung dieser Pastorwohnung der Gemeinde obliegt, hat bei größeren baulichen Veränderungen und Reparaturen an derselben das Pädagogium als Besitzerin des Hauses die Hälfte der Kosten zu tragen. So ist die Erneuerung des Daches (1897 und 1900) und die Wiederherstellung des Balkons

1905 zur Hälfte auf Staatskosten, zur andern Hälfte aus Gemeindemitteln geschehen.

Auch das Nebenalumnat erhielt etliche bauliche Verbesserungen. Abgesehen davon, daß die Lehrerwohnung daselbst geräumiger gemacht wurde, wurden die Klosetanlagen mit dem Wohnhause verbunden, die Treppen gesichert und die Wasserleitung auch diesem Hause zugänglich gemacht.

Endlich seien noch erwähnt einige Besserungen in den Dienstwohnungen der Häuser No. 11 und 18, in deren einem bequemere Treppen nach dem Souterrain, sowie bessere Erhellung desselben, im andern teilweise Unterkellerung hergestellt wurde.

Aber man plante noch Größeres. Waren allerdings in den letzten Jahren der Fürsorge der vorgesetzten Behörden ganz wesentliche Verbesserungen zu danken, so störte doch immer das Zusammenliegen der Wohnräume der Alumnen mit den Lehrräumen, die sehr niedrige und beschränkte Aula, der Mangel an Räumen für Aufbewahrung der Lehrmittel und manches andere gegenüber den schönen Gebäuden, die anderwärts für Schulen erstanden, und es wuchs mehr und mehr der Wunsch auch hier erweiterte Räume und durch Trennung des Alumnats von den Unterrichtsräumen größere Ordnung und Bequemlichkeit hergestellt zu sehen. So wurden nach mehrjährigen Beratungen die Wünsche und Vorschläge im Jahre 1906 vor den Landtag gebracht und von diesem zum Bau eines Flügels für das Hauptgebäude und zum Umbau des Alumnatshauses die Summe von hunderttausend Mark als erste Rate bewilligt, während die Gesamtkosten auf 370000 Mark veranschlagt waren, und mit dem Bau begonnen. Das Wirtschafts- und Stallgebäude, welches im rechten Winkel an das südliche Ende des Hauptgebäudes sich anschloß, und ebenso auch die im Jahre 1885 erbaute Nottreppe wurden niedergelegt und hier der Grund zu dem neuen Bau gelegt. Wenn zwar eine Änderung des ursprünglichen Planes, die die Verlegung der neuen Aula in das Parterre im Anschluß an die beiden vorhandenen Säle bezweckte, ein schnelleres Emporwachsen des Baues hinderte, so konnte doch in den Herbstferien 1907 das Richtfest bereits begangen werden, sodaß nun nach Eindeckung des Daches und Abputzen der Außenwände auch die Herstellung des Inneren in den folgenden Wintermonaten besorgt und der ganze Bau im Sommer 1908 vollendet werden konnte.

Außer den Änderungen in den Baulichkeiten sind auch einige solche zu erwähnen inbetreff der dem Pädagogium gehörenden oder zur Benutzung überlassenen Grundstücke. Im Westen des Ortes

wurde von der Anstalt ein von der Grundherrschaft hergegebener umzäunter Garten für die Ökonomie des Alumnats bebaut. Da jedoch diese Bestellung mehr Kosten verursachte, als Nutzen brachte, wurde die weitere Bebauung aufgegeben; auch der zu dem Hause No. 17 gehörige Garten an der Bahnhofsstraße wurde wegen der zu großen Entfernung von der Anstalt verpachtet. Sodann erfreute sich bis vor einigen Jahren das Pädagogium eines eigenen Seebades am Strande zwischen Neuendorf und Wrechen, das ihm seit seiner Gründung vom Fürsten eingeräumt und wunderschön gelegen war. Der Weg dahin führte durch den fürstlichen Park, dann auf der Neuendorfer Straße weiter, endlich zwischen Feldern und Wiesen nach dem über der Badestelle sich erhebenden Kiefernwald. Diesen Platz entzog leider der Fürst unserer Anstalt, weil die Fasanen dort im Walde gestört, die an dem Wege gelegenen Felder nicht genügend geschont wurden und deren Pächter deswegen Klage erhoben hatten, auch von unberechtigten Sommergästen aus Neuendorf dort gebadet und dadurch die Einnahme des Friedrich-Wilhelmsbades bei Lauterbach beeinträchtigt wurde. Nun mußte mit diesem Bade ein Vertrag geschlossen werden, dem Pädagogium dort neben dem Herrenbade eine neue Badestelle einzuräumen, die freilich weit weniger schön gelegen und von Putbus zehn Minuten weiter entfernt ist, sodaß das Baden der Schüler in der See nun leider nicht mehr wie bisher in den zwei dafür angesetzten Stunden absolviert werden kann. Mit uns beklagen die früheren Schüler den Verlust dieses so idyllisch gelegenen Badeplatzes.

Dagegen räumte Se. Durchlaucht dem Pädagogium auf dem Circusplatze zwei der grasbewachsenen Karrees ein zur Herstellung zweier Tennisplätze, deren einen der Vater eines unserer Alumnen, Freiherr von Steinäcker, zu diesem Spiel einrichten ließ.

Auch einige Einrichtungen im Innern des Alumnatsgebäudes mögen hier noch Erwähnung finden. Ein Zimmer wurde mit einem Billard und Möbeln zum Gesellschaftsraum für die älteren Alumnen ausgestattet, in dem diese zu gewissen Stunden der freien Zeit sich aufhalten, auch rauchen dürfen; ein anderes zu Handarbeitszwecken mit Hobelbank und Tischlerwerkzeugen versehen. Daneben wurde auch für das Photographieren eine Dunkelkammer hergerichtet. Und wenn ich noch erwähne, daß im Jahre 1891 die Aula statt des bisher gebrauchten kleinen und schadhaft gewordenen Orgelwerkes eine größere, bessere Orgel bekam, daß neben der Landkartensammlung eine Sammlung von Anschauungsmitteln eingerichtet ist, die beide besonders verwaltet werden, und daß aus der Haupt-

büchersammlung eine besondere Handbibliothek abgezweigt und im Conferenzzimmer aufgestellt ist, so ist damit wohl die Aufzählung der Besserungen und Änderungen in den äußeren Einrichtungen der Anstalt erschöpft.

Die Alumnen wohnen zum größeren Teile im Hauptgebäude, eine kleinere Anzahl bisher im Nebenalumnat. Wenn nach Verlegung der Lehrräume in das neue Gebäude diese zu Arbeits- und Wohnräumen eingerichtet sein werden, werden auch die Schüler des Nebenalumnats mit im großen Alumnat untergebracht. Die Frequenz des Alumnats ist immer eine schwankende gewesen. Vom Jahre 1886 bis zum Jahre 1891 stieg sie (69—89), hielt sich dann bis 1896 auf dieser Höhe, fiel aber wieder wesentlich bis zum Jahre 1899 (64), stieg bedeutend bis 1904 (90), ist aber seitdem wieder zurückgegangen. Mit ihr hielt etwa gleichen Schritt die gesamte Schülerfrequenz, die schon immer zwischen 120 und 170 variierte, aber in dem neuen Jahrhundert noch nicht wieder dieselbe Höhe erreicht hat wie im Anfang der neunziger Jahre, geschweige denn die höchste Zahl von 182 Schülern, die im Jahre 1876 gezählt waren. Man könnte meinen, daß das Fallen der Frequenz seinen Grund habe in der Aufhebung der Sexta im Jahre 1900; aber diese Klasse hatte immer nur eine durchschnittliche Schülerzahl von 8 oder 9 aufzuweisen, da sie fast nur von Knaben aus Putbus besucht wurde. Am zahlreichsten besucht waren fast immer die mittleren Klassen und, namentlich seit den neunziger Jahren, die Sekunda und die Prima. Die erstere Klasse war deshalb schon seit 1887 wenigstens in Mathematik und Griechisch (außer Homer), seit 1889 in allen Gegenständen außer den wahlfreien vollständig in zwei untergeordnete Klassen geteilt; die Prima, die wegen zu großer Schülerzahl schon einmal im Sommer 1896 in zwei untergeordneten Cöten unterrichtet wurde, ward dann weiter in den Hauptgegenständen außer Deutsch und seit 1899 vollständig getrennt, sodaß auch diese beiden Klassen nur noch in den wahlfreien Unterrichtsgegenständen gemeinsam unterwiesen wurden. Der zahlreichere Besuch der Prima in der letzteren Zeit zeigt sich schon darin, daß wir in diesen letzten 22 Jahren etwa 20 Abiturienten mehr entlassen haben als in den diesen vorausgehenden 50 Jahren.

Besucht wird unsere Anstalt vorzugsweise von Schülern der Insel und von Pommern, aber auch aus Mecklenburg, aus Berlin und andern großen Städten. Wie früher schicken auch jetzt vielfach frühere Angehörige des Pädagogiums ihre Söhne hierher, um sie denselben gesunden Aufenthalt in unserm schönen Ort, dieselben Annehmlich-

keiten des Zusammenlebens mit Altersgenossen genießen zu lassen, die ihnen selbst die Erinnerung an das Putbusser Schulleben lieb machte. Diese Anhänglichkeit an die Stätte ihrer Jugendbildung, dieselbe Dankbarkeit, die so schön bei dem fünfzigjährigen Jubiläum des Pädagogiums hervortrat, hat sich auch weiter gezeigt z. B. in der Vereinigung ehemaliger Putbusser Schüler in Berlin, dem „Putbusser Abend“, der in seinen monatlichen Versammlungen das Band der einstigen Schulgemeinschaft erhält und wiederholt den Ertrag ihrer Geldsammlungen zu wohltätigen Zwecken hierher geschickt hat. Es sei auch an dieser Stelle dem Verein der aufrichtigste Dank ausgesprochen für die pietätsvolle Gesinnung gegen die Schule, der seine Mitglieder einst angehörten.

Die Teilung der beiden obersten Klassen (die Tertia war schon seit 1873 geteilt) erforderte natürlich auch vermehrte Lehrkräfte, und seitdem vom Jahre 1891 an der Ortsgeistliche nicht mehr Lehrer am Pädagogium war, wurde auch der Religionsunterricht in allen Klassen nun von den Religionslehrern des Kollegiums erteilt. Die Lehrer der Anstalt haben, ganz besonders die jüngeren Kräfte, sehr gewechselt, und das unten folgende Verzeichnis zeigt, daß seit dem Jahre 1886 60 Lehrer hierhergekommen und von hier wieder fortgegangen sind; nur einer aus der Reihe der damals am Pädagogium tätigen Lehrer ist noch hier im Amt. Auch die Direktoren haben gewechselt. Der Direktor Spreer wurde nach 15½jähriger Amtstätigkeit im Herbst 1897 an das Domgymnasium in Merseburg versetzt. Sein Nachfolger, Krösing, bis dahin Direktor des Progymnasiums in Schlawe, blieb nur 7 Jahre hier und wurde 1904 an das Königliche Friedrich-Wilhelms-Gymnasium nach Cöln a. Rh. berufen und an seiner Stelle von eben diesem Gymnasium dem Professor Dr. Marcks das hiesige Direktorat übertragen. Der Abschied des Direktor Spreer, dem zu Ehren Se. Durchlaucht ein festliches Diner gab, wurde von Seiten der Schüler durch Überreichung zweier Kaulbachscher Kupferstiche: »Homer bei den Griechen« und »Das Zeitalter der Reformation« und Darbringung eines Fackelzuges begangen. Direktor Krösing hatte bei seinem Abschied leider jede Ovation abgelehnt. Auch die Einführung dieses Direktors vollzog sich wegen Erkrankung des Herrn Prov.-Schulrats Dr. Bouterweck in einfacheren Formen, während die des Direktor Dr. Marcks durch Herrn Prov.-Schulrat Dr. Friedel geschah, nach dessen Einführungsrede Se. Durchlaucht der Fürst und der erste Oberlehrer denselben in Ansprachen begrüßten. Hierauf folgte man der Einladung zu einem festlichen Frühstück nach dem Schlosse.

Von den übrigen Lehrern traten der Zeichenlehrer und Rendant Rudolph Ostern 1900, die Professoren Dr. Campe und Schömann Michaelis 1906, Professor Dr. Katter Michaelis 1907 in den Ruhestand. Auch längere Vertretungen wegen Krankheit und infolge von Unfällen sind in diesen Jahren öfter nötig gewesen, ebenso wegen Beurlaubung von Lehrern zu militärischen Übungen oder zu Studienreisen nach Frankreich oder nach England.

Auch inbetreff anderer mit dem Pädagogium in enger Beziehung stehenden Ämter sind im Verlauf dieser Zeit manche Veränderungen eingetreten, so in unseren hohen Vorgesetzten. Erfreuten wir uns bei dem 50jährigen Jubiläum der Anstalt noch der Anwesenheit des Geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrats Dr. Wehrmann, der in geistiger und körperlicher Frische diesem Feste beiwohnte, so hatten wir sechs Jahre darauf seinen Tod zu beklagen († 28. Nov. 1892). Während er 36 Jahre das Amt als unser Vorgesetzter geführt hat, wurde sein Nachfolger Provinzial-Schulrat Dr. Bouterweck schon nach 8 Jahren seinem Wirkungskreise durch den Tod entrissen († 15. April 1901 in Bern). An seine Stelle ist dann der Provinzial-Schulrat Dr. Friedel getreten, der bis dahin Direktor des Gymnasiums in Wernigerode gewesen war.

Auch im Kuratorium der Anstalt sind mehrere Veränderungen zu verzeichnen. Se. Durchlaucht Fürst Wilhelm zu Putbus, der als Besitzer der Grafschaft Putbus seit 1861 den Vorsitz hatte, starb am 18. April 1907, und an seine Stelle trat im November dieses Jahres Ihre Durchlaucht Frau Fürstin Marie zu Putbus; als Repräsentant der Rügenschen Ritterschaft trat nach dem Tode des Rittergutsbesitzers v. Kahlden-Neclade († 11. März 1895) im August 1895 der Königliche Kammerherr und Zeremonienmeister v. Esbeck-Platen auf Capelle und als Rechtskonsulent oder Syndikus, nachdem der Amtsrichter Voß in den Ruhestand getreten war, der Justizrat Hänsel in Bergen. Natürlich wechselte auch die Stelle des stellvertretenden Vorsitzenden mit der Person des jeweiligen Direktors der Anstalt. Der einzige, der seit jener Zeit als Kurator noch im Amte ist, ist Superintendent Ahlbory in Garz.

Der Schloßprediger Pastor Elert schied aus seiner Stelle und zugleich aus dem Lehrerkollegium am 3. Juli 1891. Diese beiden Ämter sind nun getrennt, und sein Nachfolger Pastor Triller, der Anfang April 1892 hierher kam, fungiert, wie oben erwähnt, zwar noch als Anstaltsgeistlicher, aber nicht mehr als Religionslehrer.

Die ärztliche Fürsorge für die Alumnen hatte bis Ende Juli 1893 der Dr. Brasch, darauf Dr. Rzehulka, der aber wegen Erkrankung nur bis Ende dieses Jahres hier blieb. Seit Anfang des Jahres 1894 hat dies Amt der Dr. Bohn. Die Pflege der Kranken, die seit dem Tode der Frau Pastor Tiede († 6. Juli 1879) ihre Tochter Fräulein E. Tiede bis 1887 besorgte (sie starb in Stralsund am 3. März 1903), übernahm dann Frau Schlief und nach ihrem Tode (26. März 1893) seit Mitte April 1893 Fräulein L. Altdorfer.

Endlich möge noch zweier langjähriger, treuer Diener der Anstalt gedacht werden. Der Pförtner Tiedemann, der 39 Jahre (1853—1892) sein Amt verwaltet hatte, starb im Ruhestand am 23. Oktober 1897, und am 1. November 1905 legte der Schuldiener Michaelis nach fast 40jährigem Dienst sein Amt nieder und wurde vom Fürsten, vom Direktor und vom 1. Oberlehrer in feierlicher Weise verabschiedet. (S. Jahresber. 1906 S. 16f.) Seitdem haben auch diese Stellen öfter gewechselt.

Was den Unterrichtsbetrieb betrifft, so möge daran erinnert werden, daß die lateinische Sprache, der bis 1882 in Sekunda noch 10 Stunden wöchentlich zugewiesen waren, seitdem wie in Prima in nur 8, in den übrigen Klassen in 9 Stunden gelehrt wurde. Nach den neuen Lehrplänen wurde seit 1892 ihre Stundenzahl zu Gunsten des deutschen, französischen und geschichtlichen Unterrichts in Prima und Obersekunda auf 6, in den übrigen Klassen auf 7, in Sexta und Quinta auf 8 herabgesetzt, aber seit O. 1896 bekamen auch die obersten Klassen wieder die 7. Stunde. Der lateinische Aufsatz hörte mit Ostern 1891 auf. Auch der griechische Unterricht, dem in Prima 6, in den übrigen Klassen 7 Stunden zugewiesen waren, verlor ebenfalls durch die neuen Lehrpläne seine 7. Stunde.

Auch im Gebrauch der Lehrbücher sind seit 1886 manche Veränderungen eingetreten. Im Religionsunterricht wird statt Hollenbergs Hilfsbuch seit 1908 Halfmann und Kösters Hilfsbuch, seit 1900 neben Zahns bibl. Geschichten in Quarta das biblische Lesebuch von Völker-Strack gebraucht, und seit 1903 ist das Schulgesangbuch von Kurz und Juds eingeführt. Im Deutschen wird neben dem Lesebuch von Muff in den obersten Klassen das von Paulsiek-Hoffmann und das von Paulsiek-Kinzel gebraucht. Im Latein sind seit 1899 statt Ellendt-Seyfferts Grammatik und Süpfles Übungsbüchern die Ostermann-Müllersche Grammatik nebst Übersetzungsbüchern eingeführt. Im Griechischen wird statt Franke-Bambergs Formenlehre und Seyfferts Syntax seit 1900 Weißenfels Schulgrammatik und statt des 1898 ein-

geführten Lesebuchs von Bachof seit 1904 das Elementarbuch von Wesener gebraucht. Im Französischen werden jetzt die Plötz-Kares'schen Lehrbücher angewendet, im Englischen statt Deutschbeins Lesebuch seit 1900 Tenderings Lehrbuch, im Hebräischen statt Gesenius die Grammatik von Kautzsch. In der Mathematik sind seit 1893 die Lehrbücher von Lieber und v. Lühmann in Gebrauch, in der Physik Jochmann-Hermes-Spieß, Experimental-Physik und seit 1892 Sumpfs Anfangsgründe. Im Geschichtsunterricht, wo erst nach Eckerts, Herbst, D. Müller und Schenk gelehrt wurde, sind seit 1903 die Lehrbücher von Neubauer und in der Geographie statt Daniels Lehrbuch seit 1901 Schlemmers Leitfaden der Erkunde eingeführt.

Neben dem eigentlichen Schulunterricht, über den die jährlich erscheinenden Schulnachrichten Mitteilung machen, erhalten unsere Schüler noch in manchen anderen Gegenständen Anweisung und Belehrung oder sind auch selbst in gegenseitiger Anleitung und Unterhaltung tätig. Neben dem Schulturnen und den in neuerer Zeit während der Unterrichtspausen veranstalteten Freiübungen wird namentlich in der freien Zeit an Winterabenden unter Aufsicht von Lehrern in der Turnhalle geturnt. Weitere körperliche Übungen haben die Schüler im Baden und Schwimmen in der See und über 3/4 der gesamten Schülerzahl können schwimmen, zum teil halbe und ganze Stunden lang. Dazu ist im Herbst 1907 der Rudersport gekommen, indem der Herr Minister der Anstalt ein sehr schönes großes Ruderboot geschenkt hat, das am Wrechener See in einem eigenen Bootshaus aufbewahrt an freien Nachmittagen, natürlich unter sachkundiger Leitung eines Lehrers, benutzt wird. Außer dem Tennisspiel, zu dem, wie oben erwähnt, zwei Plätze eingerichtet sind, wird auch häufig Fuß- und Schleuderball gespielt.

In Samariterkursen werden schon ein paar Winter die älteren Schüler durch den Anstaltsarzt Dr. Bohn in der ersten Hilfeleistung bei plötzlichen Erkrankungen und Unfällen unterwiesen. Einen Winter wurden auch die Schüler durch einen geborenen Franzosen, den der Herr Minister hierher gesandt, in der Conversation in dieser Sprache geübt; ein Lehrer hatte ein Gesangquartett eingerichtet und erfreute von Zeit zu Zeit in dem engeren Rahmen des Alumnats die Schüler durch kleine Konzerte; auch wurde an den Winterabenden den jüngeren Schülern von ihren Lehrern vorgelesen, oder es hielten die älteren in der Aula in Anwesenheit der Lehrer kleine Vorträge vor ihren Mitschülern. Für diejenigen, die sich für Holzschnitzerei, Tischlerei oder Papparbeiten interessieren,

waren während einiger Winter auch Lehrkurse unter der Leitung von Sachverständigen eingerichtet, und für Ausflüge hat sich ein eigenes Pfeifer- und Trommlerkorps gebildet. Etwa jeden zweiten Winter wird auch Unterricht im Tanzen erteilt, und namentlich vor Bällen wird diese Kunst mit großem Eifer wieder eingeübt. So ist für die körperliche Ausbildung, für Bewegung im Freien, wozu im Winter noch das Piekschlittenfahren und das Schlittschuhlaufen kommt, aber auch für Belehrung und Unterhaltung unserer Schüler nach Kräften gesorgt, und man kann es verstehen, wenn sie, auch unsere Alumnen, trotz der strengen Schul- und Hausordnung, die sein muß, sich in dem schönen Putbus mit seiner herrlichen, wald- und wasserreichen Umgebung wohlbefinden, wo sie namentlich auch mit ihren Altersgenossen immer in Verkehr stehen, und daß ihnen schließlich und namentlich den besser gesinnten der Abschied von hier schwer wird und sie diese Zeit ihrer Jugendbildung in dankbarer Erinnerung behalten.

Während in der diesen Mitteilungen vorausgehenden Geschichte des Pädagogiums von mehreren Besuchen der Landesherren berichtet werden konnte, ist seitdem nur einmal Ihre Majestät die Kaiserin Auguste Victoria, und zwar 1890 von Saßnitz aus, wo sie mit den kaiserlichen Prinzen verweilte, hier in Putbus zum Besuch der fürstlichen Herrschaften gewesen; und so enthusiastisch sie von der Bevölkerung unseres Ortes begrüßt worden ist, so war unserer Schule es doch nicht vergönnt, Höchstihre Anwesenheit zu feiern, da diese leider in die Sommerferien fiel.

Aber die mecklenburgischen Grossherzoglichen Herrschaften sind in den letzten Jahren öfter hier auf dem Schlosse zum Besuch und zur Jagd gewesen und wurden dann bei ihrer Ankunft und Abreise immer von den aus ihren Grossherzogtümern stammenden unserer Schüler am Bahnhof begrüßt.

Von Festen, die unser preußisches Königshaus betreffen, wurde natürlich der Geburtstag Sr. Majestät immer in unserer Anstalt mit Festaktus und Festdiner aller Schüler und Lehrer festlich begangen. Ein besonders hohes Fest war die Silberhochzeit unsers Kaiserpaares am 27. Februar 1906, die durch dramatische Aufführung am Vorabend, durch Redeaktus am Festtage selbst gefeiert wurde, bei dem auch ein vom Musiklehrer Selchow in Musik gesetztes Festlied gesungen und Haydns Kindersymphonie durch das Schülerorchester vorgetragen wurde. Neben diesen festlichen Veranstaltungen sind leider in diese Periode unserer Schulgeschichte eine Reihe ernster Trauerfeiern gefallen. Als am 9. März 1888 Kaiser Wilhelm I. heim-

gegangen war, wurde am 22., seinem ehemals so festlich gefeierten Geburtstag, eine Trauer- und Gedenkfeier abgehalten und ebenso 1897 an seinem 100. Geburtstage seiner hohen Verdienste um Preußen und Deutschland gedacht. Und nachdem wir am 16. Juni 1888 bei unserem Frühlingsausflug auf Stubbenkammer das Hinscheiden Kaiser Friedrichs erfahren, wurde am 30. dieses Monats eine ähnliche Trauerfeier veranstaltet wie im März für Kaiser Wilhelm I., und wiederum, als am 8. Januar 1890 Kaiserin Augusta abgeschieden war. Auch unser Fürstlich Putbussches Haus wurde am 25. Oktober 1894 durch den Tod der Reichsgräfin Clotilde von Wylich und Lottum, der Mutter des Fürsten Wilhelm, in tiefe Trauer versetzt. Da mit dieser die letzte geborene Gräfin Putbus heimgegangen war, wurde im nächsten Osterprogramm unserer Anstalt die Geschichte und Genealogie des Hauses Putbus veröffentlicht, und an den Beisetzungsfeierlichkeiten dieser erlauchten Dame, die in Putbus, wo sie im Sommer immer weilte, hohe Verehrung genoß, hatte auch unsere Schule durch Kranzspenden und Folge im Trauerzuge Anteil gehabt; und wiederum, als am 18. April 1907 Se. Durchlaucht Fürst Wilhelm zu Putbus auf der Rückkehr aus Ägypten, wo er Linderung seiner Leiden erhoffte, in Pegli in Italien verschieden war, veranstaltete das Pädagogium am Abend desselben Tages eine auch von vielen Bewohnern unseres Ortes besuchte Trauerfeier und beteiligte sich durch Niederlegung von Kränzen an dem Sarge des um unsere Anstalt hochverdienten Verewigten und durch Anwesenheit bei der Feier der Beisetzung, wo ihm ein Platz im Trauerzuge eingeräumt war. — Auch den Tod zweier Pommerscher Provinzial-Schulräte haben wir in dieser Zeit zu beklagen gehabt. Als der Geh. Regierungs- und Prov.-Schulrat Dr. Wehrmann am 28. November 1892 gestorben war, wurde am Morgen des Begräbnisses desselben im Pädagogium eine Trauerfeier veranstaltet, und als am 15. April 1901 der Provinzial-Schulrat Dr. Bouterweck in Bern uns durch den Tod entrissen war, wurde auch dieses verdienten Mannes bei der Morgenandacht in einer Rede gedacht. — Auch fünf unserer Alumnen hat in der Blüte der Jugend der Tod hier in unserer Anstalt uns entrissen: Alfred Pogge († 17. März 1889), Fritz Wendorff († 2. Juli 1895), Wolf von Klitzing († 28. November 1896), Martin Finkbein † 21. Juni 1900) und August Freiherr von Maltzahn († 5. Mai 1903). Sie sind zur Leichenfeier in unseren Räumen aufgebahrt und von uns zu ihrer letzten Reise nach der Heimat zum Bahnhofe geleitet worden.

Da hier die Rede ist von den Trauerfeiern, so sei erwähnt, daß hier seit dem Bestehen des Pädagogiums noch immer jährlich am

Sonnabend Abend vor dem kirchlichen Totenfest in unserer Aula eine Trauervigilie als Erinnerungsfeier an die im verflossenen Kirchenjahr durch den Tod abgerufenen früheren Angehörigen unserer Anstalt abgehalten wird. Und es sei bei dieser Gelegenheit die herzliche Bitte an die Leser gerichtet, wenn ihnen ein solcher Todesfall bekannt wird, uns hierher eine Mitteilung zukommen zu lassen, weil es uns schmerzlich wäre, wenn ein solcher lieber Verstorbener, sei es Lehrer oder Schüler, bei dieser Feier unerwähnt bliebe.

Von patriotischen Festfeiern, die in diese Jahre fielen, sei ausser den obenerwähnten noch der Feier des 25jährigen Bestehens des Deutschen Reiches am 18. Januar 1895 gedacht und des 200-jährigen Bestehens des Preussischen Königtums am 18. Januar 1901; auch der 90. Geburtstag des General-Feldmarschall v. Moltke wurde hier am 25. Oktober 1890 und der 80. des Fürsten Bismarck am 1. April 1895 festlich begangen. Zur Feier des 100jährigen Geburtstages Theodor Körners machte die Anstalt am 23. September 1891 einen Ausflug zum E. M. Arndt-Denkmal bei Bergen und zum 100jährigen Todestag Schillers am 9. Mai 1905 und zum 50jährigen Todestag Eichendorffs am 25. November 1907 wurde ein Festaktus mit Rede und Deklamationen in den Räumen des Pädagogiums veranstaltet.

Auch an der Einrichtung der neuen Schlosskirche nahm die Schule lebhaften Anteil. Seit dem Brande des Fürstlichen Schlosses, in dem sich auch eine Kapelle befand, die der Gemeinde Putbus zu ihrer Erbauung diente, hatte man nur einen Nebensaal des Fürslichen Kurhauses, der mit Altar, Kanzel und einer kleinen Orgel ausgestattet war, als Ort für die Gottesdienste. Im Jahre 1892 liess nun der Fürst den grossen Saal dieses Gebäudes in würdiger Weise zu einem Gotteshause ausstatten, auch dabei einen Turm zur Aufnahme der von der Gemeinde gestifteten Glocken errichten. Und nachdem während der Fertigstellung der neuen Kirche längere Zeit der sonntägige Gottesdienst in der Aula des Pädagogiums abgehalten worden war, wurde am Reformationsfest (6. Nov.) dieses Jahres das neue, schöne Gotteshaus durch den Generalsuperintendenten D. Pötter geweiht. In demselben bekam das Pädagogium eine grössere Anzahl von Sitzreihen im Schiff angewiesen, während die Schüler in der interimistischen Kirche von vielen Plätzen zum Altar oder der Kanzel gar nicht hatten sehen können.

An den Jubiläen unserer Pommerschen Schwesteranstalten, des Gymnasiums in Anklam 1897, des Realgymnasiums zu Stralsund 1902 und des Gymnasiums in Demmin 1907 beteiligte sich unser

Pädagogium durch Deputationen, die gedruckte Glückwunschadressen überreichten; nach Greifenberg 1902 und nach Treptow 1906 sandten wir schriftliche Glückwünsche. Auch als die Universität Greifswald im Juli 1907 ihr 450jähriges Jubiläum feierte, nahm der Direktor, von der Universität eingeladen, an diesem Feste teil und überreichte dort unsere auf Pergament gedruckte Epistula gratulatoria in roter Ledermappe.

Gemeinsame Ausflüge sind, wie früher auch in diesen Jahren oft gemacht worden, von den einzelnen Klassen mit ihrem Ordinarius, bisweilen auch zu Schiff, besonders häufig und zwar jedes Jahr, wenn die Witterung es erlaubte, zur Feier des Sedanfestes. Am 22. Aug. 1906 fuhr die gesamte Schülerschaft mit den Lehrern nach Stralsund zur Aufführung der von den dortigen Bürgern veranstalteten Lutherfestspiele. Sodann begab sich, so oft auf Rügen Manöver stattfanden, die Schule in das Manövergelände, die Gefechtsübungen anzuschauen: so am 6. Sept. 1892 in die Gegend von Cowall, am 7. Sept. 1896 nach Samtens, am 12. Sept. 1901 nach Carnitz, am 18. Sept. 1907 nach Casnevitz. Ebenso wurde am 14. Sept. 1894 ein Ausflug nach Binz gemacht, wo die Flotte im Prorer Wiek ein Nachtmanöver mit Torpedoangriff machte, am 5. Sept. 1895 und am 8. August 1907 nach Sassnitz, wo die Flotte lag und uns die Einrichtung der Torpedoboote gezeigt ward, das erstere Mal auch ein grosses Schlachtschiff besucht werden konnte.

Ausser diesen gelegentlichen Ausflügen feiert das Alumnat in Gemeinschaft mit den auswärtigen Schülern der Anstalt ein Frühlingsfest, ein Herbstfest und ein Winterfest. Die beiden ersteren bestehen regelmässig in einem Ausflug, und zwar führt das Frühlingsfest uns meist nach Sassnitz und Stubbenkammer. Während früher auf dieses Fest, weil ein grosser Teil des Weges zu Fuss zurückgelegt werden musste und man deshalb in Stubbenkammer übernachtete, zwei Tage verwendet wurden und das Herbstfest dann nur einen Nachmittag beanspruchen durfte, wurde, seitdem 1889 die Eisenbahn Putbus—Bergen und 1891 die Strecke Bergen—Sassnitz eröffnet war, dies Fest durch teilweise Benutzung der Bahn auf einen Tag beschränkt, so jedoch, daß bisweilen auch die Tour durch eine Seefahrt von Sassnitz nach Binz und von da unter Benutzung der 1895 eröffneten Kleinbahn nach Putbus ausgedehnt werden konnte. Das Herbstfest, das sonst am Friedrich-Wilhelms-Bad in der Goor bei Putbus mit Spiel im Freien und Tanz in dem Saale daselbst gefeiert wurde, wurde später ebenfalls durch einen Ausflug nach Mönchgut, durch

Wanderungen in den Wäldern zwischen Binz, Sellin und Göhren oder auch durch einen Besuch der Halbinsel Jasmund begangen; einzelne Male ist es auch durch einen kleinen Ball in der Turnhalle der Anstalt (1891, 1892 u. 1893) gefeiert worden. — Das Winterfest besteht in einem Ball, dem seit längeren Jahren eine theatralische Aufführung vorhergeht. In der Turnhalle wird zu diesem Zwecke eine Bühne aufgeschlagen, zu der die Kulisssen frühere Schüler (v. Auerswald, Timm, Friedländer und andere) gemalt haben. Hier sind Scenen aus Schillers Wilhelm Tell (10. Febr. 1892), Wallensteins Lager, Wichern, Aus eigenem Rechte (18. Febr. 1896), Wildenbruch, Der neue Herr, Die Quitzows und andere Stücke, auch Lustspiele oder von kleineren Schülern dramatisierte Märchen (Däumling) in sehr netter Weise aufgeführt worden. Nach diesen Aufführungen folgt dann der Ball im Zeichensaal; und diese Feste erfreuen sich fast immer des Besuches der Fürstlichen Herrschaften und von Freunden und Gönnern der Anstalt sowie Angehörigen der Schüler, die häufig auch aus der Ferne zu dem frohen Feste herüberkommen.

Ausser diesen jährlich wiederkehrenden festlichen Veranstaltungen sind auch öfter, zuletzt wohl auch jedes Jahr durch den Musiklehrer Konzerte mit den musiktreibenden Schülern gegeben worden, die sich ebenfalls, sowie die zuweilen von den Lehrern gehaltenen wissenschaftlichen Vorträge zahlreichen Besuches aus dem Orte zu erfreuen hatten.

Die Bewohnerschaft von Putbus steht in wesentlichem Connex mit dem Pädagogium, und neben dem fürstlichen Schloss und seinen Beamten ist unsere Anstalt mit allen, die zu ihm gehören, ein nicht unbedeutender Teil der Bevölkerung des Ortes; ja die Existenz oder Blüte mancher Geschäfte ist mit bedingt durch die mannigfaltige Menge dessen, was die Anstalt braucht. Es ist erstaunlich, welche Summen für Lebensmittel und andere Lebensbedürfnisse allein das Alumnat jährlich ausgibt.

Es besitzt nun das Pädagogium außer dem umfangreichen Anstaltsgebäude, in welchem Dank der Weisheit und Fürsorge der hohen vorgesetzten Behörden die weitgehendsten Verbesserungen hergestellt sind mit Trennung der Unterrichts- von den Alumnatsräumen, mit Einrichtung alles dessen, was zu größerer Bequemlichkeit, zur Förderung der Gesundheit und des Wohlbefindens der Bewohner gehört, und außer dem nach den Forderungen der Hygiene eingerichteten Krankenhaus noch fünf meist zweistöckige Wohnhäuser als Amtswohnungen der Lehrer, in denen ebenfalls zahlreiche Besserungen vorgenommen

sind. Es ist eine Wasch- und eine Badeanstalt, elektrische Beleuchtung und Wasserleitung, hellere Klassenzimmer, luftigere Schlafsäle und reichlichere Wohn- und Arbeitsräume hergestellt, auch nach menschlicher Berechnung für alles gesorgt, was etwaige Gefahren für Gesundheit und Leben abwehren kann.

Auch in dem Bestand der zur Verfügung stehenden Lehrmittel ist ein großer Fortschritt wahrzunehmen. An wertvollen Büchern sind die beiden Bibliotheken wesentlich gewachsen. Die Hauptbibliothek zählt 2254 Werke in 4795 Bänden, besitzt daneben eine Sammlung von Schulprogrammen von mehr als 900 Anstalten; die Schülerbibliothek, die neben Büchern zur Belehrung auch solche zur Unterhaltung beschafft, besitzt 3340 Werke in ca. 5000 Bänden. Außerdem gibt es eine gute Sammlung physikalischer Instrumente, eine reiche naturwissenschaftliche Sammlung, ebenso eine solche von Anschauungsmitteln aller Art, die alle jährlich Bereicherungen erfahren.

Für bedürftigere Schüler ist durch Benefiziatenstellen im Alumnat und durch Schulgeldfreistellen gesorgt (s. Beilage zum Osterprogramm 1890), und mehrere Stiftungen bieten einzelnen Schülern weitere Unterstützungen (s. ebenda). Die erste Jubiläumsstiftung (1861) besitzt jetzt ein Vermögen von über 3000 Mark, die zweite (1886) ein solches von 6600 Mark, die ritterschaftliche Stiftung (1863) über 5700 Mark; außerdem bietet die hiesige Freimaurerloge Unterstützung an Schulgeld, und eine andere Summe ist ausgeworfen zur Beschaffung von Schulbüchern für ärmere Schüler.

Das Pädagogium besitzt an Grundeigentum außer dem nun außerordentlich erweiterten Hauptgebäude und zwei Gärten jetzt sechs Wohnhäuser, die als Lehrerwohnungen und als Krankenhaus dienen.

Die Einnahmen der Anstalt betrugen im letzten Jahre an Zinsen von Kapitalien 5901 Mk., an Hebungen von den Schülern 48025,75 Mk., während der Zuschuß aus Staatsfonds sich auf 41180 Mk. belief. Die Ausgaben, mit Ausschluß der extraordinären, erreichten im letzten Jahre die Höhe von ca. 112000 Mk.

V. Loebe.

Erster Anhang.

Die Lehrer.

Von den in der Festschrift 1886 genannten 122 Lehrern der Anstalt sind seitdem gestorben:

1. Im Amt: Emsmann in Frankfurt a. O. 26. Dez. 1886, Passow in Stralsund 28. März 1887, Hubert in Rawitsch 23. Dez. 1888, Vogel in Detmold 1. Okt. 1891, Franck in Demmin 4. Juni 1892, Streit in Stargard 2. Sept. 1894, Bindseil in Kolberg 19. Febr. 1896, Saegert in Demmin 7. Mai 1896, Endemann in Celle im Sommer 1897, Brennecke in Marienburg 24. Aug. 1897, Seifert in Köslin 12. Dez. 1905, K. Schulz in Stettin 4. Okt. 1906, Spreer in Merseburg 3. Dez. 1906, Farne in Stolp 31. März 1907, Henkel in Lauenburg 28. Sept. 1907.
2. Im Ruhestand, a) in Putbus: Kuhn 16. Jan. 1890, Biese 19. April 1895, H. Müller 4. Nov. 1896, Rudolph 8. März 1901. b) auswärts: Heidmann in Potsdam 5. Juli 1887, C. Müller in Bad Landeck 1888, Bolze in Cottbus 15. Dez. 1888, Dräger in Aurich 13. Febr. 1895, Frickmann in Ückermünde 28. März 1895, Haacke in Torgau 29. Apr. 1897, Domke in Greifenberg 17. Mai 1898, Vetter in Pyritz 1. Jan. 1900, Taegert in Siegen 25. Nov. 1903, Lothholz in Halle 18. Juni 1903, Bode in Brandenburg 12. Nov. 1905.

Im Ruhestand leben: A. Haake seit M. 1902, Luckow, Campe und Schömann seit M. 1906, Katter seit M. 1907, H. J. Müller seit O. 1908.

Es folgen nun hier die Lehrer, die seit Herbst 1886 am Pädagogium das Amt angetreten haben:

1. (123) Moritz Buder, geb. 22. Juli 1858 in Pritzwalk, besuchte das Gymnasium in Wittstock, studierte in Berlin und Greifswald Geschichte, Geographie und neuere Sprachen. Nach dem Probejahr in Neustettin O. 1885 bis 1886 machte er im Winter 1886/87 einen Kursus auf der Central-Turn-Anstalt durch, war dann Hilfslehrer am Real-Progymnasium in Havelberg und wurde M. 1887 am Pädagogium angestellt; er ist seit 1906 Professor.

2. (124) Dr. Hans Löhr, geb. 20. Juli 1859 zu Gollnow, war in Putbus Privatlehrer und absolvierte zugleich bis O. 1888 sein Probejahr; dann war er Lehrer an einer Privatschule in Hamburg, darauf Oberlehrer an der Ober-Realschule in M. Gladbach, seit O. 1897 Direktor der höh. Töchterschule in Quedlinburg und seit O. 1905 in Flensburg, wo er am 2. August 1908 starb.

3. (125) Dr. Franz Hildebrand, geb. 23. April 1858 in Cammin, besuchte das Gymnasium in Stargard, studierte klassische Philologie in Marburg und Berlin, promovierte in Halle, machte die Staatsprüfung in Berlin, das Probejahr M. 1884–1885 am K. Wilhelms-Gymnasium in Stettin, war M. 1885 bis O.

1886 Hauslehrer in Neapel, unterrichtete darauf in Stettin und Köslin, war O. 1888 bis O. 1889 Hilfslehrer und Adjunkt in Putbus, wurde O. 1889 am K. Wilhelms-Gymnasium in Stettin beschäftigt und daselbst 1. Febr. 1893 Oberlehrer und im Januar 1906 Professor.

4. (126) Dr. Wolfram Kausche, geb. 24. Okt. 1884 in Braunschweig, studierte von O. 1883–1887 in Halle und Berlin Philologie und Geschichte, promovierte im März 1888 in Halle, war M. 1888 bis M. 1889 in Putbus Probandus und kam wieder M. 1886 nach Putbus als Oberlehrer und O. 1889 nach Neustettin. Jetzt ist er Professor in Kolberg.

5. (127) Dr. Robert Holsten, geb. 20. Mai 1862 in Langenhanshagen, besuchte das Gymnasium in Stralsund O. 1875–1880, studierte Philologie in Leipzig und Greifswald, promovierte 14. Okt. 1884, war darauf Hauslehrer, machte die Staatsprüfung im März 1885 und war M. 1886 bis M. 1887 Probandus in Putbus. Darauf unterrichtete er bis O. 1888 am Gymnasium in Greifswald, weiter bis M. 1888 an einer Privatschule in Hamburg, war darauf bis O. 1890 Hilfslehrer und dann ordentlicher Lehrer in Putbus, ging O. 1890 nach Stettin, wo er seit 1906 Professor war, und wurde Neujahr 1907 Direktor des Gymnasiums in Pyritz.

6. (128) Wilhelm Fauser, geb. 28. Nov. 1880 zu Barth, besuchte das Realgymnasium in Stralsund bis M. 1880, studierte in Berlin und Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften, bestand am 1. Mai 1886 die Staatsprüfung, war Probandus am Friedrich-Wilhelm-Realgymnasium in Stettin M. 1886 bis M. 1887, war dann kommissarisch an mehreren Anstalten Pommerns, auch hier beschäftigt und, nachdem er Aug. 1892 bis O. 1896 wissenschaftlicher Hilfslehrer gewesen, kam er nach Stettin an das K. Wilhelms-Gymnasium als Oberlehrer, wo er jetzt seit Jan. 1906 Professor ist.

7. (129) Dr. Fritz Peters, geb. 2. März 1862 zu Plau in Mecklenburg, besuchte das Gymnasium in Schwerin bis M. 1880, studierte in Leipzig, Berlin und Rostock Philologie und Germanistik, promovierte in Rostock 1886, war 1887 und 1889 in Schwerin und Greifswald am Gymnasium beschäftigt, war O. 1898 bis M. 1896 hier Adjunkt und Oberlehrer, seitdem in Demmin, wo er jetzt Professor ist.

8. (130) Paul Grafunder, geb. 13. Juli 1860 zu Stargard i. P., besuchte das Gymnasium zu Demmin, studierte seit O. 1878 Philologie, Theologie und Deutsch in Greifswald, Tübingen und Berlin, bestand die Staatsprüfung 14. Febr. 1885, absolvierte sein Probejahr O. 1885 bis O. 1886 in Stargard, war dann 1889 bis O. 1891 wissenschaftl. Hilfslehrer, darauf Oberlehrer in Putbus, ward O. 1898 nach Demmin versetzt, wo er im Januar 1906 zum Professor ernannt am 25. März desselben Jahres starb.

9. (131) Carl Piper, geb. 17. Okt. 1862 zu Friederikenhof (Kr. Soldin), besuchte die Stadtschule in Tribsees, dann das Gymnasium in Stolp, später das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin, wo er O. 1882 die Reifeprüfung bestand. Nachdem er in Greifswald, Halle und Berlin Theologie und Philologie studiert, war er Hauslehrer, machte die Staatsprüfung 1888 und 1891, besuchte im Winter 1889–1890 die Turnlehrerbildungsanstalt in Berlin und wurde nach Absolvierung seines Militärjahres M. 1891 Hilfslehrer in Putbus, von wo er M. 1892 nach Pyritz versetzt wurde. Daselbst ist er jetzt Professor. Im Winter 1901–1902 war er in Genf und Paris zu Sprachstudien.

10. (132) Richard Palleske, geb. 22. Jan. 1862 in Ückermünde, besuchte das Gymnasium in Stralsund bis O. 1881, studierte in Greifswald Philologie und Theologie bis M. 1884, war dann Hauslehrer und bestand die Staatsprüfung im März 1889. Nach Absolvierung seines Probejahres am Stralsunder Gymnasium ward er daselbst bis M. 1891 weiter beschäftigt, war dann Hilfslehrer in Greifswald und Putbus M. 1892 bis O. 1893, darauf in Wollin, ward M. 1893 Oberlehrer in Kattowitz und ist seit M. 1902 Professor am Realgymnasium zu Landeshut in Schlesien.

11. (133) Axel Boldt, geb. 14. Aug. 1860 in Carlslust bei Woldegk in Mecklenburg, besuchte das Gymnasium in Stargard i. P., studierte seit O. 1882 Geschichte und Erdkunde in Berlin und Greifswald. Nachdem er eine Zeit lang Hauslehrer gewesen, bestand er die Staatsprüfung im Nov. 1888 in Greifswald, war darauf am Gymnasium in Stargard Probandus und später Hilfslehrer an mehreren Anstalten Pommerns, auch hier von O. 1895 an. Seit M. 1898 ist er Oberlehrer in Neustettin.

12. (134) Hans Retzlaff, geb. 28. Nov. 1859 in Treptow a. R., studierte von O. 1879 in Halle, Greifswald und Königsberg. Nach der Staatsprüfung 1884 unterrichtete er in Stettin und seit O. 1893 in Putbus und ist jetzt Professor in Kolberg.

13. (135) Emil Schröder, geb. 14. Mai 1863 in Greifswald, besuchte das Gymnasium bis 1882 und die Universität bis 1888 daselbst und studierte Philologie und Theologie. Nach der Staatsprüfung und Absolvierung seines Probejahres am Stadtgymnasium in Stettin war er an verschiedenen Privatinstituten, auch als Hauslehrer tätig, kam M. 1892 nach Wollin als Hilfslehrer und O. 1893 nach Putbus, wo er M. 1893 als Oberlehrer angestellt wurde. M. 1896 kam er nach Köslin und wurde O. 1901 von da an das Gymnasium in Bonn versetzt, wo er jetzt Professor ist.

14. (136) Lic. Dr. Hermann Lietz, geb. 28. Apr. 1868 in Dumgenevitz a. Rüg., besuchte die Gymnasien in Greifswald und Stralsund, studierte in Halle und Jena Theologie und Philologie, promovierte 1891, bestand 1892 das erste theologische Examen, 1893 die Oberlehrerprüfung und erwarb 1893 den Grad eines Lizentiaten der Theologie. Er absolvierte das Seminarjahr in Jena, das Probejahr in Putbus M. 1893 bis M. 1894, war dann bis O. 1895 Oberlehrer an der Übungsschule des pädagogischen Universitätsseminars in Jena, dann bis M. 1896 stellvertretender Direktor eines Progymnasiums und einer höheren Töchterschule in Kötzschenbroda, M. 1896–1897 in England tätig, begründete O. 1898 das deutsche Landerziehungsheim Ilsenburg a. H., O. 1901 das zweite zu Haubinda in Thüringen, O. 1904 das zu Bieberstein i. d. Rhön, welche Anstalten er noch jetzt leitet.

15. (137) Paul Jahn, geb. 8. April 1858 in Neudamm, besuchte daselbst die Stadtschule, dann das Gymnasium in Frankfurt a. O. und in Waren und studierte in Berlin, Jena und Marburg. Das Probejahr machte er O. 1888 bis 1889 in Treptow a. R., wo er dann auch Hilfslehrer war. Weiter unterrichtete er als solcher an der Friedr. Wilhelm-Realschule in Stettin und kam 1. Dez. 1893 nach Putbus als Oberlehrer. O. 1896 ward er an das Gymnasium in Pyritz versetzt, wo er später Professor wurde.

16. (138) Schuhmacher, ein seminaristisch vorgebildeter Elementarlehrer, war hier M. 1893 bis O. 1895 Vertreter für einen erkrankten technischen Lehrer.

17. (139) Leo Fortte, geb. 7. Mai 1857 in Schmagorey, besuchte 1874 bis 1877 das evang. Schullehrerseminar in Neuzelle, war dann Lehrer an der Stadtschule und Präparandenanstalt in Bobersberg. Er besuchte die Kgl. Turnlehrerbildungsanstalt, die Singakademie und die Kgl. Kunstschule in Berlin, machte auch einen Kursus für Sologesang und Stimmkultur und unterrichtete 1889–1890 am Progymnasium in Grätz, 1895–1900 in Putbus, 1900–1904 am Gymnasium in Demmin und ist seitdem am Gymnasium in Pyritz.

18. (140) Heinrich Paeplow, geb. 11. Aug. 1882 in Demmin, besuchte daselbst das Gymnasium bis M. 1890, studierte in Berlin und Greifswald alte Sprachen, Geschichte und Deutsch, war 1888–1889 Probandus am Marienstift in Stettin, dann dort, später in Stargard und Stettin Hilfslehrer, wurde O. 1896 in Putbus Oberlehrer und ging als solcher O. 1900 nach Dramburg, wo er 20. August 1905 starb.

19. (141) Dr. Paul Klohe, geb. 30. März 1863 zu Stolp, besuchte das Gymnasium daselbst, studierte in Jena, Berlin und Greifswald klassische Philologie und Deutsch bis O. 1885 und bestand die Staatsprüfung im Dez. 1886. Nachdem er bis O. 1888 in Stolp sein Probejahr, bis 1889 sein Militärjahr absolviert, in Greifswald promoviert und in Stolp als wissenschaftlicher Hilfslehrer gewirkt, darauf noch in Halle die französische Sprache studiert hatte, wurde er M. 1896 in Putbus Oberlehrer, ging O. 1899 an das Domgymnasium in Kolberg und später nach Dramburg, wo er jetzt Professor ist.

20. (142) Reinhold Dreist, geb. 21. Okt. 1861 in Stettin, besuchte bis 1880 das Marienstiftsgymnasium, studierte in Halle, Greifswald und Rostock und machte 1889 die Lehramtsprüfung. Nach der Vorbereitungszeit 1890–1892 in Stettin, war er Hilfslehrer an verschiedenen Gymnasien Pommerns, auch in Putbus, ging O. 1900 an das Schillerrealgymnasium in Stettin und wurde dort O. 1901 Oberlehrer.

21. (143) Max Krösing, geb. 26. Aug. 1851 in Stettin, besuchte das Realgymnasium, darauf das Marienstiftsgymnasium daselbst, studierte in Leipzig, Greifswald und zuletzt in Strassburg, wo er die Staatsprüfung bestand. M. 1875 ward er Adjunkt im Internat des protestantischen Gymnasiums daselbst, darauf O. 1877 bis O. 1878 Probandus und weiter ordentlicher Lehrer am Kaiserl. Lyceum in Metz, seit M. 1883 Oberlehrer am Gymnasium in Zabern, von wo er O. 1889 als Direktor an das städtische Realprogymnasium nach Pillau und O. 1895 als solcher an das städtische Progymnasium nach Schlawe ging. M. 1897 ward er Direktor des Pädagogiums zu Putbus und ist seit M. 1904 Direktor des Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Köln a. Rh.

22. (144) August Kurz, geb. 30. März 1882 in Giesenthal, besuchte das Gymnasium in Pyritz, studierte darauf in Tübingen, Berlin und Greifswald Theologie und Philologie, bestand am 13. Februar 1886 in Greifswald die Staatsprüfung, war darauf Probandus am Stadtgymnasium in Stettin und wissensch. Hilfslehrer in Demmin, ward daselbst O. 1893 Oberlehrer, kam O. 1898 nach Putbus und ging von hier O. 1905 an das Gymnasium in Stargard, wo er seit 1906 Professor ist.

23. (145) Dr. Hermann Dibbelt, geb. 28. Nov. 1867 in Greifswald, besuchte daselbst das Gymnasium bis O. 1886, studierte Philologie und Geschichte in Greifswald und Berlin, machte die Staatsprüfung 1891, das Seminarjahr M. 1891–92 in Greifswald, das Probejahr 1892–93 am Stadtgymnasium in Stettin,

war dann Hauslehrer in London, an mehreren Schulen Hilfslehrer, auch in Putbus, kam M. 1897 nach Schlawe, darauf O. 1899 nach Dortmund, wo er seit M. 1899 Oberlehrer ist.

24. (146) Hermann Engel, geb. 14. Febr. 1861, besuchte das Marienstiftsgymnasium in Stettin, studierte alte Sprachen und Deutsch in Tübingen, Berlin, Göttingen und Kiel, bestand in Kiel die Staatsprüfung 1889, war dann Probandus in Stettin und Hilfslehrer an verschiedenen Anstalten der Provinz, kam 1898 als Oberlehrer nach Putbus und ging O. 1901 an das Gymnasium in Köslin.

25. (147) Karl Klaje, geb. 10. März 1863 in Bütow, besuchte das Progymnasium in Schlawe und das Gymnasium in Stolp, studierte von O. 1883 in Berlin und Greifswald, diente nach bestandener Staatsprüfung (1888) als Einjährig-Freiwilliger in Kolberg (Landwehrdienstausz. 2), war seit 1890 Privatlehrer und Hilfslehrer an verschiedenen pommerschen Lehranstalten, kam O. 1898 nach Putbus, O. 1900 nach Dramburg, später nach Mörs, wo er jetz Professor ist.

26. (148) Adolph Simonis, geb. 30. Juni 1863 in Anklam, besuchte daselbst das Gymnasium bis O. 1882, studierte in Greifswald und Berlin, bestand in Greifswald die Staatsprüfung, unterrichtete dann nach absolviertem Probejahr seit O. 1890 vertretungsweis in Anklam, Greifswald, Stralsund und Belgard, wurde O. 1896 in letzterem Ort wissenschaftlicher Hilfslehrer und O. 1899 in Putbus Oberlehrer. Seit O. 1902 ist er in Treptow a. R. Oberlehrer und seit Jan. 1908 Professor.

27. (149) Dr. Paul Schwartz, geb. 20. Jan. 1860 in Meddersin bei Bütow, besuchte das Gymnasium in Neustettin bis O. 1879, studierte in Halle Philologie und Germanistik, promovierte daselbst im Juni 1882 und machte im März 1884 die Staatsprüfung; darauf war er Probandus in Stargard und seit O. 1885 in Dramburg, ward daselbst Oberlehrer M. 1890 und O. 1900 nach Putbus berufen, wo er seit 1906 Professor ist.

28. (150) Dr. Karl Lütke, geb. 18. Dez. 1869 in Stettin, studierte nach dem Besuch des Marienstiftsgymnasiums seit M. 1887 in Berlin und Göttingen klassische Philologie, war nach bestandener Staatsprüfung Hauslehrer, promovierte im Nov. 1893 und absolvierte sein Militärjahr 1894 bis 1895. Nachdem er nach dem Seminar- und Probejahr, die er O. 1896—1898 in Greifswald machte, bis O. 1900 an verschiedenen Anstalten Pommerns unterrichtet und seitdem in Putbus wissenschaftlicher Hilfslehrer gewesen war, wurde er O. 1901 Oberlehrer und ging von hier als solcher M. 1902 nach Treptow a. R.

29. (151) Otto Melahn ist geboren 2. Dez. 1873 in Stralsund; vorgebildet auf dem Realgymnasium daselbst, besuchte er die Universitäten Greifswald und Berlin und bestand 1896 in Halle dieTurnlehrer-, 1898 in Greifswald die Lehramtsprüfung für neuere Sprachen. Nach Ableistung des Seminarjahres in Wernigerode und des Probejahres in Stettin und Putbus, wurde er M. 1901 als Oberlehrer an das Gymnasium und die Oberrealschule in Stolp berufen.

30. (152) Max Kirsch, geb. 10. Juni 1877 in Stargard, besuchte bis O. 1895 das Gymnasium daselbst, studierte bis O. 1899 in Berlin und Greifswald Theologie und neuere Sprachen, bestand die Prüfung pro venia concionandi und die Staatsprüfung, leistete sein Seminarjahr O. 1899—M. 1900 in Stolp, sein Probejahr als wiss. Hilfslehrer in Putbus M. 1900—M. 1901, war dann bis O. 1905 Oberlehrer am Reform-Gymnasium in Altona und seitdem am Luisenstädt. Gymnasium in Berlin.

31. (153) Albert Strehlke, geb. 1. März 1860 zu Summin in Westpreussen, besuchte das Seminar in Marienburg 1877–80, war dann dort Lehrer, nahm darauf an drei Zeichenkursen in Berlin teil, besuchte auch die Königl. Turnlehrerbildungsanstalt daselbst, war dann am Gymnasium in Demmin beschäftigt und O. 1900–Aug. 1901 in Putbus Zeichen- und Turnlehrer und Rendant. Seitdem ist er in Köslin.

32. (154) Hugo Selchow, geb. 26. Oktober 1858 in Dorfstädt (Kr. Bublitz), besuchte die Präparandenanstalt in Barten und das Seminar in Bütow, 1893 und 94 das Königl. akad. Institut für Kirchenmusik in Berlin, war dann Lehrer in Falkenburg und Schwellin, dann Lehrer und Kantor an der Stadtschule in Barth und ist seit Juli 1900 Musiklehrer am Pädagogium.

33. (155) Dr. Otto Altenburg, geb. 5. August 1873 in Scholwin (Kreis Randow), besuchte das Wilhelms-Gymnasium in Stettin bis O. 1893, studierte in Halle, Göttingen und Greifswald klass. Philologie und Germanistik, promovierte in Greifswald und bestand die Staatsprüfung 1898; das Seminarjahr und die erste Hälfte des Probejahres leistete er in Stettin O. 1899 bis M. 1900, den Rest in Putbus ab, wo er einen Oberlehrer vertrat. O. 1901 bis Neuj. 1902 war er wissensch. Hilfslehrer am Stadtgymnasium in Stettin, wo er seit Neujahr 1902 Oberlehrer ist.

34. (156) Richard Jesch, geb. 27. Juli 1862 in Stettin, besuchte die Präparandenanstalt in Daber und das Seminar in Pyritz, war im Winter 1892 bis 1893 in der Kgl. Turnlehrerbildungsanstalt und im Zeichenkursus in Berlin, dann Zeichenlehrer in Wollin, darauf technischer Lehrer am Gymnasium zu Friedeberg (N.-M.) und ist seit 1. August 1901 Zeichenlehrer und Rendant in Putbus.

35. (157) Dr. Johannes Siebert, geb. 24. Juni 1870 zu Lietzow (Kreis Regenwalde), besuchte das Gymnasium in Stargard, studierte seit O. 1889 in Halle, Tübingen und Berlin, promovierte im März 1894 in Berlin, leistete nach der Staatsprüfung im Juni 1895 sein Militärjahr in Greifswald ab, das Seminarjahr ebenda und das Probejahr am Marienstift in Stettin, wo er M. 1898 bis O. 1899 auch als Hilfslehrer blieb. Von da bis O. 1901 war er Privatlehrer in Moskau, dann bis Weihn. 1902 Hilfslehrer in Putbus, darauf Oberlehrer in Lauenburg und ist seit O. 1904 am Stadtgymnasium in Halle.

36. (158) Karl Fabricius, geb. 30. August 1868, war Schüler des Domgymnasiums in Güstrow, studierte O. 1887–1892 in Bonn und Berlin, leistete nach bestandener Staatsprüfung (Juni 1894) das Seminarjahr in Greifswald, das Probejahr bis M. 1896 in Stralsund ab, war darauf Privatlehrer, dann wissensch. Hilfslehrer in Schlawe, Stargard und Lauenburg, weilte auch vorher O. bis M. 1901 in Frankreich, unterrichtete Weihn. 1901 bis O. 1902 in Putbus und ist jetzt Oberlehrer in Greifenberg.

37. (159) Oswald Domke, geb. 16. Dez. 1869 in Greifenberg, besuchte daselbst das Gymnasium, studierte in Greifswald und Berlin, war dann Hauslehrer, bestand 1898 die Staatsprüfung und leitetete darauf zwei Jahre eine höhere Privatschule in Bergholzhausen in Westfalen. Nach Ableistung des Probejahres in Stolp bis M. 1901 war er Probandus und wissensch. Hilfslehrer in Putbus, ward O. 1903 Oberlehrer, war im Winter 1903–1904 in Paris und wurde O 1906 nach Demmin versetzt.

38. (160) Karl Buchholz, geb. 9. September 1879 in Jasenitz, besuchte das Schiller-Realgymnasium in Stettin bis M. 1897, studierte in Halle neuere Sprachen und Geschichte, bestand die Staatsprüfung im Juli 1902, begann M. 1902 in Greifswald das Seminarjahr und machte im März 1903 die Turnlehrerprüfung. M. 1903 kam er hierher zur Vertretung eines Lehrers und Ableistung des Probejahres, das er seit O. 1904 in Demmin fortsetzte. Dort wurde er M. 1904 als Oberlehrer angestellt.

39. (161) Dr. Gustav Marseille, geb. 20. August 1865 in Homberg (Rbz. Kassel), besuchte das Gymnasium in Marburg, studierte daselbst und in Berlin Theologie, machte beide theologische Examina und war 1½ Jahre Hauslehrer. Nach weiteren Studien in Marburg bestand er daselbst die Staatsprüfung 1892 und promovierte im Februar 1898. Nachdem er an verschiedenen Anstalten der Rheinprovinz Hilfslehrer gewesen war, ward er O. 1897 Oberlehrer in Düsseldorf. O. 1902 nach Putbus berufen, weilte er im Sommer 1904 zu Studien in England und ging M. 1905 an die Landesschule Pforta. Er leitet seit Januar 1908 die Erziehungsschule Schloss Bischofstein bei Lengenfeld unterm Stein.

40. (162) Dr. Wilhelm Brandt, geb. 14. März 1872 zu Horst bei Pyritz, besuchte das Bismarckgymnasium in Pyritz, studierte in Leipzig, Tübingen, Berlin und zuletzt in Greifswald, wo er auch promovierte und die Staatsprüfung machte. Nach dem Seminarjahr in Stolp und dem Probejahr daselbst und in Stettin, wo er bis O. 1902 auch Hilfslehrer war, war er O. 1902–1904 in Putbus und dann in Pyritz, und ist seit Juli 1903 Oberlehrer in Kolberg.

41. (163) Dr. Martin Balfanz, geb. 1. März 1878 in Kolberg, besuchte daselbst das Gymnasium, studierte in Marburg, Berlin und Greifswald Theologie und Geschichte. Im März 1899 bestand er das Turnlehrerexamen in Halle, promovierte 1900 und machte die Staatsprüfung 1901. Nachdem er bis O. 1902 in Stolp im Seminar und bis M. 1902 in Stettin, dann bis Ende Juli 1903 in Putbus und bis M. 1903 in Pyritz Probandus gewesen, auch sein Militärjahr absolviert hatte, wurde er M. 1904 in Köslin Oberlehrer.

42. (164) Dr. Martin Heyse, geb. 22. Februar 1879 in Stettin, war Schüler des Schiller-Realgymnasiums bis M. 1897, studierte in Halle Mathematik und Naturwissenschaften, promovierte 8. Juli 1901, bestand die Staatsprüfung im Mai 1902, machte in Stolp, Putbus und Demmin das Seminar- resp. Probejahr und kam O. 1904 an das Reform-Realgymnasium (jetzt Goetheschule) in Wilmersdorf-Berlin.

43. (165) Dr. Wilhelm Steffen, geb. 6. Januar 1876 in Justemin (Kreis Regenwalde), besuchte das Gymnasium in Greifenberg bis O. 1894, studierte in Berlin, Halle und Greifswald Deutsch und Geschichte, promovierte im Herbst 1897 und machte, nachdem er 1½ Jahr Hauslehrer gewesen war, im Juni 1899 das Staatsexamen. Nachdem er M. 1899 bis 1900 in Stolp das Seminarjahr und von da bis M. 1901 am Marienstifts-Gymnasium in Stettin das Probejahr absolviert hatte, war er 1½ Jahre am Gymnasium in Stargard Hilfslehrer und wurde O. 1903 in Putbus als Oberlehrer angestellt.

44. (166) Daniel Wolferts, geb. 7. Juni 1874 in Argenthal im Rheinl., bestand in Mörs O. 1894 das Abiturientenexamen, studierte in Halle, Bonn und Utrecht Theologie und Philologie, machte beide theologische Examina, studierte dann wieder in Halle, absolvierte das Staatsexamen 1899 in Bonn, das Seminarjahr in Coblenz

O. 1900–1901, das Probejahr in Trarbach bis O. 1902, war dann ebendort Hilfslehrer, wurde O. 1903 Oberlehrer und am 1. Juli 1903 nach Putbus versetzt.

45. (167) Dr. Friedrich Marcks, geb. 15. Mai 1860 in Krefeld, wo er auch das Realgymnasium, dann das Gymnasium besuchte, studierte in Bonn Philologie und Geschichte, promovierte im Juli 1883, machte die Staatsprüfung im Febr. 1884, war Probandus und Hilfslehrer 1884–86 am Gymnasium in Krefeld, war Oberlehrer am Gymnasium in Viersen und 1890–1904 am Friedr. Wilhelms-Gymnasium in Köln, wurde 1903 Professor und ist seit M. 1904 Direktor des Pädagogiums.

46. (168) Edmund Weber, geb. 17. Okt. 1880 in Nentershausen (Hessen-Nassau), besuchte in Hersfeld, Cassel und Corbach das Gymnasium bis 1900, studierte in Leipzig, Göttingen und Greifswald, war Mai bis Juli 1904 vertretungsweis in Putbus und nach Absolvierung des Staatsexamens und des Seminarjahres seit Jan. 1906 zur Vertretung in Pyritz, seit M. 1906 in Treptow, kam O. 1907 nach Stolp, später nach Stargard.

47. (169) Dr. Heinrich Eicke, geb. 15. Juli 1877 zu Neuhof bei Hildesheim, besuchte das Gymnasium in Hildesheim bis O. 1900, studierte in München und Münster neuere Sprachen, promovierte und machte das Staatsexamen 1904 und war hier während seines Seminarjahres seit Januar 1905 zur Vertretung. Das Probejahr machte er in Greifswald und Stolp und ist jetzt in Wipperfürth (Rheinprovinz) Oberlehrer.

48. (170) Dr. Johannes Bethmann, geb. 21. Januar 1879 in Göttingen, besuchte das Gymnasinm und studierte daselbst 1897–1901 Germanistik und neuere Sprachen. Nach bestandenem Staatsexamen machte er in Stolp und Stettin sein Seminarjahr, in Stralsund sein Probejahr, war O. bis M. 1904 in Putbus Hilfslehrer und wurde nach Ableistung seines Militärjahres M. 1905 Oberlehrer am Realgymnasium in Essen.

49. (171) Rudolf Pinkernelle, geb. 16. Dez. 1876 zu Alvensleben, besuchte 1888–97 das Gymnasium zu Neuhaldensleben, studierte 1898–1903 in Halle und Königsberg Philologie und machte nach bestandener Staatsprüfung das Seminarjahr in Greifswald und Wolgast, das Probejahr teils in Stargard, teils in Putbus, wo er M. 1905 als Oberlehrer angestellt wurde. Im Winter 1907–8 weilte er zu Sprachstudien in Frankreich.

50. (172) Hans Kaulbach, geb. 20. Juni 1871 in Hammerstein, besuchte das Gymnasium in Nakel und Gnesen, studierte in Greifswald, Tübingen und Berlin Theologie, machte Okt. 1894 das erste theologische Examen und war M. 1895 bis M. 1897 im Konvikt des Klostergymnasiums in Magdeburg. Nach dem zweiten theologischen Examen O. 1898 war er Vikar an der Stadtkirche zu Bromberg, dann nach Absolvierung des Examen pro fac. doc. Hilfslehrer am Gymnasium daselbst, im Sommer 1901 am Gymnasium in Gnesen, darauf M. 1901–1905 Oberlehrer und zweiter Geistlicher in Schulpforta und wurde M. 1905 nach Putbus versetzt.

51. (173) Albert Richaud, geb. 27. April 1979 zu Chateauneuf de Gadagne in Frankreich, besuchte das Gymnasium in Orignon, war an verschiedenen Orten Lehrer und, nach Putbus geschickt zur Übung in französischer Conversation im Winter 1905–1906, ging er darauf nach Kolberg.

52. (174) Erich Klein, geb. 18. Mai 1880 in Stettin, besuchte das Schiller-Realgymnasium daselbst, studierte neuere Sprachen in München, Halle und Greifswald, besuchte auch Paris und London. Nach bestandener Staatsprüfung

war er Seminarkandidat in Stettin und wurde zur Vertretung Februar bis April 1906 nach Putbus geschickt. Seitdem ist er Lehrer in Gartz a. O.

53. (175) Kurt Saar, geb. 20. Juli 1876 in Neustettin, wo er auch das Gymnasium besuchte, studierte M. 1894–1898 in Berlin, Marburg und Greifswald Theologie. Nach Absolvierung beider theologischer Examina war er Mitglied des Predigerseminars in Naumburg a. Qu. O. 1901–1902. Nachdem er O. 1903 bis 1904 in Pasewalk einen Hilfslehrer vertreten, studierte er im S. S. 1904 in Greifswald Philologie, bestand 1905 die Prüfung, machte in Stettin das Seminarjahr, wurde unter Erlass des Probejahres O. 1906 Oberlehrer in Putbus und kam M. 1907 an das Marienstiftsgymnasium in Stettin.

54. (176) Otto Halbig, geb. 9. April 1862 in Schleusingen, besuchte daselbst das Gymnasium, studierte in Leipzig, Halle und Greifswald. Nachdem er mehrere Jahre Hauslehrer gewesen, war er 1894–1905 Lehrer in Schnepfenthal, machte darauf M. 1905–06 das Seminarjahr in Greifswald, wurde, nachdem er in Wolgast einen erkrankten Oberlehrer vertreten, Sommer bis M. 1906 dem Pädagogium zur Vertretung überwiesen und ist seitdem wissenschaftlicher Hilfslehrer in Eutin.

55. (177) Lothar Walther Hultzsch, geb. 5. April 1879 in Ober-Peilen (Kreis Reichenbach i. Schl.), besuchte das Gymnasium in Bernburg bis O. 1898, studierte bis M. 1901 in Berlin Mathematik und Naturwissenschaften, machte die Staatsprüfung 27. Mai 1902, das Seminarjahr in Stolp bis O. 1903, das Probejahr in Treptow und Demmin, ward O. 1904 in Demmin Oberlehrer und M. 1906 nach Putbus versetzt.

56. (178) Richard Ziehm, geb. 11. Dezember 1878 in Stargard i. P., besuchte das Gymnasium daselbst bis O. 1897, studierte in Tübingen, Halle und Greifswald Theologie, war O. 1900–04 Hauslehrer, und, nachdem er 1902 das erste theologische Examen gemacht, O. 1903–03 Mitglied des Königl. Predigerseminars in Dembowalonka, bestand im Herbst 1904 das zweite theologische Examen und 1905 die Oberlehrerprüfung und wurde nach Absolvierung des Seminarjahres in Greifswald M. 1906 Oberlehrer in Putbus.

57. (179) Walter Lau, geb. 3. Juni 1884 zu Demmin, besuchte das dortige Gymnasium und studierte nach der Reifeprüfung O. 1902 in Marburg, Kiel und Greifswald Mathematik und Naturwissenschaften. In Marburg machte er im März 1906 die Staatsprüfung, kam darauf an das Stralsunder Seminar und M. 1906 zur Vertretung nach Putbus und war nach O. 1907 Probandus in Dramburg.

58. (180) Dr. Richard Krickmeyer, geb. 20. März 1883 in Nordhausen, besuchte das Gymnasium daselbst. Seit M. 1901 studierte er neuere Sprachen und Geschichte in Halle, Besançon und Greifswald, promovierte in Greifswald und bestand ebenda die Staatsprüfung im Januar 1907; dann kam er zur Vertretung nach Putbus und ging von hier nach Goldap.

59. (181) Dr. Hermann Fraude, geb. 5. Mai 1882 in Pasewalk, war Schüler des dortigen Progymnasiums, darauf des Pädagogiums zu Putbus bis O. 1901, studierte in Marburg, Berlin und Greifswald Mathematik und Naturwissenschaften, bestand im Sommer 1905 das Staatsexamen, promovierte, war drei Semester Assistent am botanischen Institut der Universität Greifswald, machte an dem dortigen Gymnasium das Seminarjahr und die erste Hälfte des Probejahres und wurde zur Ableistung der zweiten Hälfte und zur Verwaltung einer Oberlehrerstelle nach Putbus überwiesen, wo er jetzt Oberlehrer ist.

60. (182) Wilhelm Falbe, geb. 3. Dezember 1882 in Eichberg, besuchte O. 1892—1901 das Gymnasium in Friedeberg N.-M., studierte klassische Philologie und Deutsch in München, Berlin und Greifswald, wo er im Februar 1907 das Staatsexamen machte. Seit O. 1907 Mitglied des pädagogischen Seminars in Stralsund war er im Herbst 1907 in Putbus zur Vertretung.

61. (183) Dr. William Kuehn, geb. 3. Oktober 1881 in Marienburg, besuchte daselbst das Gymnasium bis O. 1901, studierte in Halle und Berlin klassische Philologie und Geschichte, promovierte 1905 in Halle und machte im Sommer 1906 das Staatsexamen, darauf vertrat er in Greifenberg einen Lehrer, machte in Greifswald das Probejahr und kam als Probekandidat O. 1907 an das hiesige Pädagogium.

62. (184) Wilhelm Berg, geb. 4. Juli 1880 in Herlinghausen in Westfalen, besuchte das Realgymnasium in Bielefeld, studierte seit 1899 neuere Sprachen und Deutsch in Bonn und Heidelberg, bestand 1905 das Staatsexamen und war nach absolviertem Militärjahr seit O. 1907 Mitglied des pädagogischen Seminars in Stralsund und M. 1907 bis O. 1908 zur Vertretung nach Putbus berufen.

Zweiter Anhang.

Die Abiturienten.

Da die in der Festschrift von 1886 zuletzt aufgeführten Abiturienten in der Ausbildung begriffen, einen bestimmten Beruf noch nicht hatten, so sollen hier die der letzten 25 Jahre aufgezeichnet werden. Leider ist es über mehrere die nötigen Notizen zu erfahren nicht möglich gewesen.

Zeit des Abganges	Name 230—256	Jetziger Beruf	Jetziger Wohnort
1883 O.	Arnold Wahnschaffe	Geh. Regierungsrat, Rittergutsbesitzer	Berlin
	Ernst v. Bornstedt † 21. Dez. 1900	war Königl. Landrat z. D. in Schleswig	
	Friedrich Behm	Oberpostsekretär	Stettin
	Rudolf Ockel	Dr. med. Oberstabsarzt	Verden a. A.
	Ernst Mix	Kommerzienrat	Danzig
M.	Arthur Beyer	Dr. med., prakt. Arzt	Berlin
	W. v. Wissmann	Hauptmann a. D., Rittergutsbesitzer	Falkenberg
	Theodor Cornel	Dr. jur., Rechtsanwalt	Berlin
	Gustav v. Oertzen	Drost a. D. u. Kammerherr	Kittendorf Meckl.
	Wilh. Pogge	Rittergutsbes.	Roggow b. Lalendf.
1884 O.	A. Ockel † 21. Dez. 1887		
M.	Georg Thiele	Dr. phil., Privatdozent	Marburg
	Franz v. Schroeder	Rittergutsbes.	Jagow b. Bernstein
	Fr. v. Marées	Königl. Landrat	Namslau
	Ew. Scherz	Königl. Oberförster	Brätz, Kr. Meseritz
1885 O.	M. Frhr. v. d. Lancken-Wakenitz.	Rittm. a. D., Majoratsherr	Clevenow, Kreis Grimmen
	Ernst v. Schuckmann	Gutsbesitzer	Rakow b. Arnswalde
	Th. Grüder	Dr. med., Ober-Stabsarzt Inf.-Regt. 176	Thorn
	Gerh. Wegener	Dr. med., prakt. Arzt	Steglitz
	Rud. Spoerel	Dr. med., Oberstabsarzt	Saarburg
	Gust. Schwarzwäller	Dr. med., prakt. Arzt.	Stettin
	Herm. Schultz	Regierungsassessor	Berlin
M	W. Gildemeister	Pastor	Schönau i. Thür.
	Gottfr. Spoerel	Pastor	Zieten, Kr. Anklam
	Paul Zunker	Pastor	Neuenkirchen bei Greifswald
	O. Eichler	Redakteur d. Dtsch. Zeitung	Berlin
	W. Sternsdorff	Dr. med., Oberstabsarzt	Gumbinnen

Zeit des Abganges	Name 257—304	Jetziger Beruf	Jetziger Wohnort
	Henry Petit	Buchdruckereibesitzer	Berlin
	Fr. v. Wissmann † 17. Jan. 1906	war Hauptm. in Meiningen	
1886 O.	Herm. Rubarth	Obersteuerkontrolleur	Beuthen a. O.
	P. Schultze	Pastor em.	Putbus
	E. Herschenz	Pastor	Netzbruck N.-M.
	M. Uhrland	1. Diakonus	Pasewalk
	H. v. Heydebreck	Hauptmann u. Batteriechef	Potsdam
	Herm. Olfe	Landrichter	Stolp i. P.
M.	Max Kopp † 17. Juli 1905	war Strafanstaltspfarrer in Delitzsch	
	Heinr. Bartels	Amtsrichter	Flensburg
	Hans Kummer	Dr. med., prakt. Arzt	Putbus
	Fr. v. Rosenstiel	Rittergutsbesitzer	Marienwalde N.-M.
	Otto Haas	Pastor	Langenhanshagen
	Willy Held	Rittergutsbesitzer	Kl. Roge
	Ad. Dumrath	Pastor	Rolofshagen
1887 O.	Fritz Kopp	Pastor	Stettin
	Otto Streufert	Pastor	Zudar a. Rügen
	O. Frhr. v. d. Lancken-Wakenitz	1. Kaiserl. Botschaftsrat	Paris
	Max Ortlepp	Schiffsbauingenieur	Elbing
	Ernst Bischoff	Dr. med., prakt. Arzt	Berlin
M.	K. Göring		
	Kartz v. Kameke	Rittm., Rittergutsbesitzer	Streckenthin bei Cöslin
	Rich. Anschütz	Stabsarzt	Rostock
1888 O.	Wilh. Holtz	Rittergutspächter	Wegezin b. Anklam
	Joh. Wiechell † 5. Nov. 1892		
	Carl Winkler †	war Apotheker in Amerika	
	E. Köhne v. Wranke-Deminski	Rittmeister i. Ulanen-Regt. 9	Demmin
	Joh. Katter	Obergrenzkontrolleur	Leba i. Pomm.
M.	Alb. Rothenberg	Seminaroberlehrer	Rawitsch
	Reinh. Krebs	Militärbauinspektor	Berlin
	E. v. Schroeder	Rittergutsbesitzer	Gottberg N.-M.
	E. Gebhard	Gutsbesitzer	Wedelsdorf bei Dramburg
	Arth. Menzel	Dr. med., Schiffsarzt	
	Willy Pastor	Schriftsteller	Berlin
1889 O.	Horst Lewandowski	Gutsbesitzer	
	Heinr. Wegener	Oberlehrer	Stolp
	J. Langheld	Dr. med., Stabsarzt	Krotoschin
	David Haun † 26. Mai 1903	war Postbeamter in Darmstadt	
	Erich Weström	Hauptmann u. Batteriechef	Glogau
	Kurt Martens	Schriftsteller	Berlin
	Haub. v. Zanthier	Leutnant	
	W. Löwe	Direktor einer Vers.-Ges.	München
	Paul Derlin	Dr. med., Stabsarzt	Magdeburg
	Rich. Witte	Oberleutn. i. Hus.-Regt. 34	
	L. v. d. Marwitz	Hauptm. a. D. d. Schutztruppe	Ost-Afrika
M.	Wilh. Stelter	Pastor	Waase a. Ummanz
	Ernst Müller	Pastor	Ranzin b. Greifsw.
	Max. Schultze	Dr. med., prakt. Arzt	

Zeit des Abganges	Name 305—348	Jetziger Beruf	Jetziger Wohnort
	Kurt Schindowski		Berlin
1890 O.	Leo Rudolph	Königl. Bauinspektor	Dramburg
	Kurt Cyrus	Kaufmann	Halle a. S.
	Heinr. v. Meyer	Königl. Landrat	Arnswalde
	Th. Gercke	Leutnant a. D.	Swinemünde
	Rob. v. Benda	Rittergutsbesitzer	Grubkow b. Ankl.
	Leop. v. Kalckreuth † 24. Juni 1901		
	Herm. Kittel	Pastor	Hindenburg bei Prenzlau
	Fr. Nigmann	Postinspektor	Berlin
	Theod. Winkler	Pastor	Buckowin
	Ernst Otto † 23. Mai 1903		
1891 O.	Friedr. Winkler	Dr. phil., Gymnasiallehrer	Fürstenwalde
	Aug. Wallis	Pastor und Oberlehrer am Johannesstift	Plötzensee
	Rich. Wittstock	Civilingenieur	
	Rob. Ahlbory	Dr. med., Stabsarzt	Afrika
	W. Kummert		
	Wilh. v. Bülow	Assessor	
	Max Dufft	Pastor	Buenos-Aires
	Friedr. Darjes	Oberleutn. im Inf.-Reg. 149	Schneidemühl
	Clem. v. Hagen		
	Felix Ortlepp	Postinspektor	Schanghai
	Paul Hempel		
M.	Fritz Gebhardt		
	Konr. v. Klitzing	Farmer	Oserikara b. Okahandja, S.W.-Afr.
	W. v. Seeler	Bankbeamter	
	Wilh. Braumüller	Bergassessor u. Bergwerksdirektor	Mengede b. Dortmund
	Leopold Graf zur Lippe	regierender Fürst zur Lippe	Detmold
	Sigism. v. Auerswald	Reg.-Assessor	Berlin
1892 O.	Ernst Flos	Pastor	Tribsees
	Fritz Jacobick	Amtsrichter	Lindow
	Bernhard Prinz zur Lippe	Rittmeister	Cassel
	Otto Graf Königsmark	Oberleutn. 8. Hus.	Paderborn
M.	H. Kleyenstüber †		
	Erich Gudowius	Oberleutnant	Deutsch-Ostafrika
	Jacob v. Arnim	Rittergutsbesitzer	Nemischhof
	Leop. v. Gersdorff	Rittergutsbesitzer u. Landschaftsrat bei d. Posener Landschaft	Kirchen-Popowo
1893 O.	Egon Siegfried	Kaufmann	Königsberg i. Pr.
	H. Firnhaber	Assessor	Berlin
	Rud. Stuht	Pastor	Nelep b. Schivelbein
	Hub. Gudowius	Kaufmann	Berlin
	Fr. v. Britzke † 3. April 1899		
	E. Friedländer † 21. Sept. 1902	war Assistenzarzt in Berlin	
	Dietr. v. Klitzing	Landwirt	Dieckow
M.	Hans Hünke	Oberleutnant i. Jäger-Regt. z. Pf. 4	Graudenz

Zeit des Abganges	Name 319—395	Jetziger Beruf	Jetziger Wohnort
	O. Kölpin	Dr. med., Privatdozent	Bonn
	G. Wiechell	Dr. med., prakt. Arzt	Göhren a. Rg.
	Ulr. Dabis	Oberleutnant i. Inf.-Regt. 64	Prenzlau
	W. Laasch	Leutnant der Schutztruppe	Afrika
	H. Harder	Arzt am Virchow-Krankenhaus	Berlin
	G. Köppen	Chemiker	
	Arn. v. Kuycke †		
	Kurd Neumann	Referendar	Stettin
	Fr. v. Schrader	Rittergutsbesitzer	bei Ratzeburg
1894 O.	Horst v. Groddeck	Oberleutnant i. Inf.-Reg. 43	Königsberg
	Leo Schirrmacher	Dr. med., prakt. Arzt	Rostock
	Jul. Braumüller	Dr. med., prakt. Arzt	Friedenau b. Berlin
	Wilh. Grupe	Rittergutspächter	Mattersen, Meckl.
	Julius Ernst Prinz zur Lippe	Legationssekretär	Belgrad
	Karl Hünke	Oberleutn. i. Hus.-Regt. 14	Cassel
	M. Rahn	Dr. jur., Reg.-Assessor	Bromberg
	Curt Kolbe	Obertleutn. i. 1. Ostpr. Feld-Art.-Reg. 16	Königsberg
	Otto Schultze	Bildhauer	Berlin
M.	Otto Katter	Privatlehrer	Putbus
	Hugo Timm		
	Wilh. v. Nippold	Leutnant i. Feld-Art.-Regt. 14	Karlsruhe
	J. v. Bethmann-Hollweg	Rittergutsbesitzer	Runowo
	Woldemar Krempin		
	H. v. Mörner	Oberleutnant i. Hus.-Regt. 7	Bonn
1895 O.	Gust. Hammer	Regierungsbaumeister	Berlin
	Alex. Bischoff	Dr. med., prakt. Arzt	Berlin
	Franz Boldt	Redakteur	München
	Osk. Gerischer	Rittergutsbesitzer	Granow, Kr. Arnswalde
	H. Peters	Bankbeamter	Tegel
	Erich Schramm	Dr. med., prakt. Arzt	Friedenau b. Berlin
	Herm. Nikolai	Reg.-Assessor	
	E. W. v. Tigerström	Landwirt	Bassin b. Grimmen
	Friedr. Felderhoff	Bankbeamter	Berlin
	Heinr. v. Brockhausen	Rittergutsbesitzer	Mittelfelde b. Dramburg
M.	Rich. Wellmann	Pastor	Böhlen b. Großbreitenbach, Th.
1896 O.	K. Brusch		Ückermünde
	Eberh. Gudowius	Oberleutn. d. Schutztruppe	Deutsch-Ost.-Afr.
	Walther Thomas	Pastor	Neuhaide b. Elbing
M.	P. Breitsprecher † 17. Dez. 1906		
	Walt. Brüske	wissenschaftl. Lehrer	Treptow a. T.
	W. v. Born-Fallois	Reg.-Assessor	Posen
	H. A. v. Arnim	Leutn. i. Regt. d. Gardes du Corps	Berlin
	Emil Schröder		
	Siegfr. v. Schroeder	Leutn. i. Garde-Drag.-Regt. 23	Darmstadt
	Dietloff v. Arnim	Reg.-Ass. i. Reichskolon.-Amt	Berlin
	Gerh. v. Unruh	Pastor	
	Eckhardt v. Bonin	Legationssekretär	Guatemala

Zeit des Abganges	Name 396—443	Jetziger Beruf	Jetziger Wohnort
	Leop. Holtz	Reichsbankbeamter	Chemnitz i. S.
	Joh. Melchereck	Postbeamter	
	Adolf Borchardt	Dr. jur.	Berlin
1897 O.	C. Klemck	Dr. jur., Rechtsanwalt	Ückermünde
	P. v. Richter	Leutn. i. Alex.-G.-Gr.-Regt.	Berlin
	P. Kreysern	Forstassessor	
	Gisb. Frhr. v. Esebeck	Leutn. i. Kür.-Regt. 3	Königsberg i. Pr.
	Friedr. Schultz	Pastor	Danzig
	Wilh. Heidborn	Landwirt	Unruh
	H. Flörke	Schriftsteller	München
	Nikol. v. Weiher	Leutn. i. 4. Garde-Feldart.-Regt.	Potsdam
	Ferd. v. Ruville	Reg.-Assessor	Angermünde
	M. Wetzel	Pastor	Kowalskie b. Kobelnitz, Posen
	Rud. Heinemann	Ober-Postpraktikant	Oppeln
	John Menger	Reg.-Assessor	Voßberg b. Freienwalde
	Walt. Braumüller	Reg.-Baumeister	Wilhelmshaven
	Ernst Wulff	Dr. med., prakt. Arzt	Stralsund
	E. Frhr. v. Massenbach	Leutn. i. Jäger-Regt. z. Pf. 2	Langensalza
	Kurt Otto	Postpraktikant	Düsseldorf
	G. Stuht	Dr. med., prakt. Arzt	Garz a. Rügen
	Günther Firnhaber	Leutn. i. 6. Gren.-Regt.	Posen
M.	Paul Stubbe	Arzt	Neustettin
1898 O.	R. E. v. Borcke	Dr. jur., Rittergutsbes.	Heinrichshof
	Otto Metelmann	Rittergutspächter	Gr.-Kindshagen
	Werner v. Mantey	Reg.-Referendar	Schleswig
	Franz Hacker	Gerichtsassessor	Osterode
	Arth. v. Kalkreuth † 26. Mai 1898		
	Heinr. Ahlbory	Bauingenieur	Sowade, Schlesien
	Siegfr. v. Bonin	Referendar a. D., Rittergutsbesitzer	Grabow, Ost-Sternbg.
	Bruno Katter	Kapitänleutnant	
	Friedr. Broicher	Leutn. i. 23. Drag.-Regt.	Darmstadt
	Dietrich v. Bethmann-Hollweg	Botschaftssekretär	London
	W. Frhr. v. Veltheim	Referendar	Schönfliess
M.	P. Ehlers	Referendar	Schwerin i. M.
	Franz Koser	Dr. med., prakt. Arzt	
	Fritz Meyer	Rittergutsbesitzer	Libnitz a. Rügen
	W. Nehls	Reichsbankassistent	Oldenburg
	A. Schüder	Oberförstercandidat	Sassnitz
	Hans Frhr. v. Werthern	Dr. jur., Bankbeamter	Berlin
1899 O.	Ernst Bartels † 1896	war Rittergutsbes. v. Darsow	
	Erich Katter † 8. Aug. 1902		
	Karl Sarnow	Referendar	Bergen a. R.
	Ernst Sass	Bankbeamter	Stettin
	Otto Stobbe	Reg.-Referendar	Danzig
	H. v. Tiedemann	Reg.-Referendar	Langfuhr b. Danzig
	B. Trittelvitz	Dr. med., Assistenzarzt	Kiel
M.	Max Hoffmann		
	E. Pritsch	Dr. jur., Referendar	Berlin

Zeit des Abganges	Name 441—492	Jetziger Beruf	Jetziger Wohnort
	K. v. Schlagenteuffel	Rittergutsbesitzer	Steinfeld b. Pöglitz
1900 O.	K. Abel	Dr. jur., Referendar	Greifswald
	Rob. Bartelt	Rechtsanwalt	Cassel
	Fritz v. Born-Fallois	Reg.-Referendar	Obornik
	K. Estag	Kaufmann	Hamburg
	E. Koch	Leutn. i. Eisenbahn-Bat. f. Südwestafrika	
	W. Krösing	Referendar	Cöln a. Rh.
	Paul Krüger	Referendar	Stettin
	Heinr. Leue		
	W. Miers	Referendar b. Oberlandesgericht	Stettin
	Eman. Schellin	Leutn. i. Inf.-Regt 148	Bromberg
	Herm. Schellin	Referendar	Stettin
	Joh. Schömann	Dr. med., Marine-Ober-Ass.-Arzt	Kiel
	Adolf Stahnke	Referendar	Stralsund
	Asmus v. Weiher	Leutn. a. D., stud. agr.	Halle
	A. Zaeske	Leutn. i. Telegr.-Bat. 3	Coblenz
M.	Karl Weisse	Landwirt	Beerbaum
1901 O.	Joh. Conrad	Referendar	Charlottenburg
	Max Demmler	Bauführer	
	Kurt Ebert	Dr. jur., Referendar	Stettin
	Herm. Fraude	Dr. phil., Oberlehrer	Putbus
	Erich Gebhardt	Kaufmann	
	Henning v. d. Osten	Dr. jur., Referendar	
	A. v. Steuben	Leutn. i. Feld-Art.-Regt. 50	Karlsruhe
M.	Joh. Jentsch	cand. theol.	
1902 O.	Karl Bastian	Versicherungsbeamter	Berlin
	D. E. Frhr. v. Canstein	Medizinalpraktikant	
	H. Gütschow	cand. med.	
	M. Keding	cand. math.	
	Reinh. Klütz	cand. phil.	Halle
	Konr. Lingsch † 26. Okt. 1905		
	Georg Schömann	cand. philos.	Halle
	K. Frhr. v. Steinäcker	Leutn. i. 1. Garde-Drag.-Regt.	Berlin
	Ernst Stuht	Referendar	Stettin
	Fr. v. Voß	Dr. jur., Leutnant i. Garde-Kür.-Regt.	Berlin
	Chr. v. Colmar	Leutn. i. 1. Garde-Ul.-Reg.	Potsdam
M.	Th. Frhr. v. Hanstein	Leutn. i. 3. Garde-Reg. z. F.	Berlin
	L. Henning	Referendar	Barth
	C. R. Sohm	cand. jur.	Rostock
	Walter Sydow	Kriminalbeamter	Berlin
1903 O.	E. U. v. Esbeck-Platen	Dr. jur., Leutnant b. d. Leib-Garde-Hus.	Potsdam
	Siegfr. Finkbein	cand. theol., Hauslehrer	Bauer bei Lassan
	Max Flos	Forstreferendar	Trier
	Ludw. Hänsel	Landwirt	Serams
	Friedr. Witte	Privatlehrer	Reichenberg, Odenwald
	H. J. v. Arnim	Leutn. i. 1. Garde-Feld-Art.-R.	Berlin
1904 O.	Ehrenfr. v. Arnim	Leutnant i 2. Drag.-Reg.	Schwedt a. O.
	Hans du Bois	Leutn. i. 1. Leib-Hus.-Reg.	Danzig-Langfuhr
	Joach. v. Born-Fallois	Leutn. i. 2. Garde-Reg. z. F.	Berlin

Zeit des Abganges	Name 493—545	Jetziger Beruf	Jetziger Wohnort
	Hans Werner Cyrus	stud. theol.	Halle a. S.
	Rud. Galitz	Referendar	Greifswald
	Witilo v. Griesheim	Leutnant i. 2. Drag-Reg.	Schwedt a. O.
	W. Henning	cand. jur.	Greifswald
	Ferdin. v. Lochow	stud. agr.	Berlin
	Paul Metelmann	Forstreferendar	Löbnitz
	Walter Radant	cand. jur.	Greifswald
	Fritz Reeker	cand. jur.	Greifswald
	Max Schirmer	cand. med.	Greifswald
	Walter Stuht	Referendar	Stettin
M.	Osk. v. Dewitz	cand. jur.	Meesow, Hinterp.
	Herm. Fock	stud. rer. electr.	Charlottenburg
	Karl v. Schack	cand. jur.	Rostock
	Detl. v. Schlieffen	Leutnant im 2. Kür.-Reg.	Pasewalk
	Ernst Schneider	stud. hist. art.	Berlin
	Georg Schultz	stud. phil.	Greifswald
1905 O.	H. Ackermann	stud. jur.	Kiel
	Friedr. Arndt	stud. chem.	München
	H. Brennecke	stud. phil.	Halle
	Wilh. v. Flügge	stud. jur.	Heidelberg
	Wilh. Gronert	stud. archit.	Charlottenburg
	Rob. Gruner	stud. rer. techn.	Charlottenburg
	Albr. Hülbrock	stud. op. metall.	Brilon
	Joh. Kersten † 9. Dez. 1906		
	Edm. v. Klitzing	reitender Feldjäger	Eberswalde
	Joh. Partenski	stud. jur.	Greifswald
	Hans Thomas	stud. math.	Berlin
M.	Klem. Bergell	stud. jur.	Kiel
	Walter Gerss	stud. theol.	Halle
	Martin Neumann	stud. jur.	Berlin
1906 O.	Felix Bredschneider	Architekt	Berlin
	Enno Haschenburger	Kaufmann	Emden
	Echard von Heyden-Linden	Leutnant i. Jäger-Bat. 3	Lübben
	Martin von Janson	stud. jur.	Bonn
	Martin Loebe	stud. phil.	Greifswald
	Th. Meinhold	stud. math.	Freiburg
	Dietr. v. Oertzen	stud. jur.	Greifswald
	K. W. v. Pachelbl-Gehag	stud. jur. u. Einj.-Freiw.	Potsdam
	Kurt v. Rohr	stud. jur.	Heidelberg
	Ph. Scharwenka	stud. jur.	München
	Erhard Völker	cand. med.	Halle
	Axel v. Zeuner	Leutnant i. Drag.-Reg. 17	Ludwigslust
M.	Erid v. Arnim	Leutnant im 3. Kür.-Reg.	Königsberg i. Pr.
	A. H. v. Oertzen	Fahnenjunk. i. 2. Drag.-Reg.	Schwedt
	H. G. Schröter	Fahnenjunker i. Inf.-Reg. 26	Metz
1907 O.	G. du Bois	Fahnenjunk. b K.-Gren.-Reg.	Stettin
	Ph. Frh. v. Carnap	stud. jur.	Heidelberg
	Fr. Cowalschky	stud. rer. techn.	Coblenz
	Erich Dähn	stud. jur.	Genf
	W. Friedensburg	Fähnrich	Neisse
	Ad. Helm. v. Gadow	Fähnrich im 2. Drag.-Reg.	Cassel
	Bruno Gerss	Seekadett	
	K. Hintze	Einj.-Freiw.	Kolberg

Zeit des Abganges	Name 546—565	Jetziger Beruf	Jetziger Wohnort
	H. A. Frh. v. Kirchbach	Fähnr. i. 2. Garde-Drag.-Reg.	Anklam
	Ernst Pieper	stud. med.	Greifswald
	H. J. v. Rohr	stud. jur.	Heidelberg
	Rob. v. Russdorf	stud. jur.	Heidelberg
	K. Witte	stud. rer. techn.	Charlottenburg
	R. v. Zanthier	Einj.-Freiw. i. 2. Garde-R. z. F.	Berlin
M.	Siegfr. Altmann	Fahnenjunker	Kottbus
	Jürgen A. v. Heyden	stud. jur.	Heidelberg
	Max Howitz	stud. jur.	Freiburg
	H. W. v. Quistorp	stud. chem.	Heidelberg
	Fr. Vogt	stud. jur.	Berlin
1908 O.	W. Bartelt	stud. theol.	Halle
	U. Gaebel	stud. archit.	Charlottenburg
	Hans Howitz	stud. phil.	Freiburg
	Friedr. Hübener	stud. theol.	Halle
	Lebr. v. Klitzing	stud. jur.	Heidelberg
	Wilh. Kummer	stud. phil.	Bonn
	L. Graf zu Rantzau	stud. jur.	Göttingen
	S. v. Schuckmann		Windhuk
	Eduard Thielow	Kaufmann	Hamburg

Beendet im August 1908.

Zur Komposition der Res gestae des Kaisers Augustus.

Die beiden letzten Kapitel der Res gestae des Augustus stehen nach Ernst Kornemann[1]) nicht an dem Platze, an den sie eigentlich gehören; zwischen K. 33 und 34 liegt nach seiner Meinung eine zu gewaltige Kluft, als daß der Verfasser beide Kapitel in einem Zuge geschrieben haben könnte. Daher nimmt er an, daß K. 34 ursprünglich hinter K. 13 gestanden und mit den ersten 13 Kapiteln zusammen die erste Niederschrift der Res gestae gebildet haben, zu einer Zeit, wo Augustus noch nicht daran dachte, die beiden Abschnitte von den impensae (K. 15—24) und den kriegerischen Erfolgen (K. 25—33) hinzuzufügen. Friedrich Koepp[2]), der im übrigen Kornemanns Hypothese von der knappen Urschrift der Res gestae und ihrer allmählichen Erweiterung aus guten Gründen verwirft, will doch auch die beiden Schlusskapitel aus ihrer überlieferten Stellung entfernen und dem ersten Teile, in dem er die Angabe der am Schluß erwähnten Ehren vermißt, angliedern. Ein Redaktor, sei es nun Tiberius selbst oder ein Mann seines Vertrauens, soll die beiden Schlußkapitel an ihre falsche Stelle gebracht haben.

Die Annahme beider Gelehrten geht aus einer Verkennung der Anlage jener Schrift hervor. Auch anderwärts findet sich eine solche Kluft, wie sie Kornemann zwischen K. 33 und 34 sieht, z. B. zwischen K. 14 und 15. Die Ehren, die seinen Söhnen erwiesen worden sind, hat Augustus aufgezählt; nun heißt es ohne Übergang: Plebei Romanae viritim HS trecenos numeravi ex testamento patris mei. Es beginnt also der zweite Hauptteil der Schrift. Die gleiche Kluft sehen wir zwischen K. 24 und 25. Vorher hat Augustus von den silbernen Standbildern, die ihm in Rom errichtet worden waren, gesprochen

---

[1]) Zum Monumentum Ancyranum, Klio, Beiträge zur alten Geschichte II (1902) 145 ff.

[2]) Bemerkungen zum Monumentum Ancyranum, Mitteilungen des archäologischen Instituts, Römische Abteilung, XIX (1904) 65 f.

und erwähnt, daß er sie selbst hat einschmelzen lassen und aus dem Ertrage goldene Weihegeschenke in den Apollotempel gestellt hat. Mare paravi a praedonibus, folgt dann; so schließt sich der dritte Hauptteil an. Wir sehen, so recht Mommsen hat[1]), wenn er die Schrift in drei Hauptteile teilt, so wenig deutet Augustus diese Teile durch besondere Übergänge in Ciceronianischer Weise an. Eine solche Kluft läßt also keine Schlüsse auf die Entstehung unserer Schrift zu.

Ist nun ein einschneidender Sinnesabschnitt nach K. 33 vorhanden? Allerdings ist dies der Fall. Nicht bloß äußerlich bilden diese beiden Kapitel das Ende der Schrift, sondern sie geben auch dem Gedanken nach den Abschluß. Trotz aller Ehren, die ihm zugefallen sind, und trotz alles dessen, was er für den Staat geleistet hat, ist Augustus der Wiederhersteller der Republik gewesen. In consulatu sexto et septimo, lesen wir K. 34, bella ubi civilia extinxeram, per consensum universorum potitus rerum omnium rem publicam ex mea potestate in senatus populique Romani arbitrium transtuli . . . Post id tempus praestiti omnibus dignitate, potestatis antem nihilo amplius habui quam qui fuerunt mihi quoque in magistratu conlegae. Für das Einzige, das er getan hat, ist einziger Dank ihm zuteil geworden: Augustus und pater patriae ist er genannt worden. Was als die Krönung des Werkes erscheint, ist auch die Krönung seiner Schrift. Eine bewußte Kunst liegt in dieser Anlage[2]); wer die Schlußkapitel aus ihrer Stellung reißt, verkennt damit die Komposition der Schrift.

Dort, wo die beiden Schlußkapitel stehen, können sie aber auch gar nicht entbehrt werden; versetzt man sie, so macht man die Schrift geradezu zu einem Torso; denn es wird doch niemand im Ernst annehmen, daß Augustus seinen Bericht mit K. 33 habe schließen können. Oder war Augustus wirklich so ungeschickt, die Schrift abzubrechen, statt ihr einen Abschluß zu geben, dagegen sein Redaktor ein so feiner Kopf, daß er dem Torso in dieser wirkungsvollen Weise den Kopf aufsetzte? Koepp hält es für möglich, daß die Schrift der letzten Vollendung sichtlich entbehrte und ein Redaktor zwar nicht den Wortlaut antastete, aber die von Augustus niedergeschriebenen Sätze zurechtrückte. Wirklich? Die Res gestae gehören zu denjenigen Dokumenten, die Augustus vor seiner Abreise aus Rom im Tempel der Vesta hinterlegt hatte und die nach seinem Tode von den Priesterinnen seinen Erben übergeben und im Senate eröffnet und

---

1) Res gestae divi Augusti² S. V.

2) Wilcken, Hermes XXXVIII (1903), 620 f.

vorgelesen wurden. Außer unserer Schrift waren es vier Dokumente[1]: ein Privattestament mit der Verfügung über sein Vermögen, eine Bestimmung über seine Beisetzung, das Breviarium imperii, nämlich eine Übersicht über die Wehrkraft zu Lande und zur See und über die Finanzen, und endlich ein Dokument, das allgemeine Direktiven für die künftige äußere und innere Politik enthielt, also das politische Testament des Kaisers[2]. Ist es wahrscheinlich, daß eins dieser Schriftstücke, die Augustus ihrer Wichtigkeit wegen bei den Vestalinnen für den Todesfall hinterlegte, so unvollendet gewesen ist, wie Koepp annimmt?

Wir dürfen also getrost die beiden letzten Kapitel an ihrer Stelle lassen und der Überzeugung sein, daß sie von Augustus selbst dorthin gesetzt und als Schlußteil der Res gestae gedacht sind.

Sollte nun etwa dem Schlußteil auch eine besondere Einleitung entsprechen?

Das 25. Kapitel steht nach Koepps Meinung auch nicht richtig: es soll durch den Verfasser seinen Platz hinter K. 2 erhalten haben. Die Erzählung der Bürgerkriege bis zur Begründung der Alleinherrschaft, sagt Koepp, wäre vollständig und tadellos, wenn auf K. 2, in dem von dem Kriege gegen Cäsars Mörder gesprochen wird, K. 25 folgte, in dem der Krieg gegen Sextus Pompejus und gegen Antonius — mit Nennung der Schlacht bei Aktium! — aufgeführt werden, und

---

[1]) Dio 56, 32.33. Sueton Aug. 101. Tacit. Ann. 1, 8.11. Die Angaben Dios und Suetons gehen zwar auf eine gemeinsame Quelle zurück, dieselbe, die auch Tacitus benutzte – wie Horstmann nachgewiesen hat – doch stimmen sie nicht unter einander überein. Dio nennt außer dem Privattestamente (διαθῆκαι) noch vier andere Dokumente (βιβλία), Sueton blos drei (volumina); die letzteren stimmen inhaltlich mit den drei βιβλία Dios, zu denen noch das politische Testament hinzukommt, das Sueton nicht erwähnt; die duo codices testamenti bei diesem sind ohne Zweifel die διαθῆκαι. Also muß Sueton sich irren, indem er ein Dokument ausläßt. Auf das von ihm nicht erwähnte nimmt auch Tacitus Bezug.

[2]) So bezeichnet von Nissen, Die literarische Bedeutung des Monumentum Ancyranum, Rhein. Mus. XLI (1886) 481 f. Mommsen hat zwar in Sybels Hist. Zeitschr. LVII (1887) 389 f. (= Ges. Schrift. IV, 251) ausgesprochen, Augustus habe kein politisches Testament hinterlassen, wenigstens fehle jede Kunde davon; allein ich meine, so wichtige Richtlinien für die Politik, wie sie dieses Dokument bietet, dürften nicht ohne Grund als politisches Testament bezeichnet werden. Wenn Mommsen sagt, am ehesten könne die Anweisung an seine Nachfolger, der Bürgerschaft die Beamtenwahl zu nehmen und sie auf den Senat zu übertragen (Vell. 2, 124), als so etwas bezeichnet werden, so ist dagegen nichts einzuwenden, da es wohl möglich scheint, daß auch dieser Rat in jenem Dokument gestanden hat.

man späht nach einer Erklärung, wie dieses Kapitel von der Stelle, an die es offenbar gehört, sich an die andere verirrt haben könnte, wo es jetzt den dritten Abschnitt eröffnet und sich von dem folgenden augenfällig abhebt, nicht nur entbehrlich, sondern geradezu anstößig erscheint (S. 61—62). »Wenn wir uns ins Gedächtnis rufen«, heißt es S. 70, »daß hinter dem zweiten Kapitel gerade die Erwähnung des Sieges über Pompejus und des Sieges über Antonius fehlt, um die historische Darlegung des Emporkommens des Prinzeps vollständig zu machen, so sehr fehlt, daß man sich bemüht hat, in dem folgenden Kapitel eine versteckte Andeutung dieser Siege zu finden — wer kann denn zweifeln, daß jenes Kapitel ursprünglich für diese Stelle bestimmt war?«

Aber leider bannt diese energische Frage unsere Zweifel doch nicht. Was beweist denn, daß Augustus im Anfange der Schrift eine Erzählung der Bürgerkriege bis zur Begründung der Alleinherrschaft hat geben wollen? Verlangen wir das von ihm, so setzen wir unsere Meinung an die Stelle der seinigen. Er behandelt die Kriege gegen Sextus Pompejus und Antonius genau wie die anderen erst im dritten Teile; im ersten erwähnt er, von den Kapiteln 1 und 2 abgesehen, sie nur soweit, wie es nötig ist, um seine Kriegsehren zu begründen; die Ergebnisse der Kriege gibt der dritte Teil[1]. Wollte Augustus seine Ehren mit Aufzählung seiner Triumphe beginnen, so konnte er dies nicht wohl tun, ohne die Tatsache, daß er oft habe Krieg führen müssen, zu erwähnen. Damit greift er dem dritten Abschnitte in keiner Weise vor. Er knüpft dann Angaben an über die Behandlung der unterworfenen Völker, die Zahl und Belohnung seiner Soldaten und die Wegnahme feindlicher Schiffe. Sucht man nach einem Platz für diese Mitteilungen in unserem Dokument, wo wäre ein besserer dafür zu finden? Ist doch alles in K. 3 Gesagte die beste Begründung seiner Ehren. Wenn in K. 25 einerseits die Zahl der Sklaven, die ihrer Strafe überliefert wurden, andererseits die Eroberungen und die Zahl der Senatoren, der ehemaligen und nachherigen Konsuln und Priester, die bei Aktium auf seiner Seite gestanden haben, angegeben werden, so hat das doch seinen guten Grund: ersteres zeigt Größe, Gefahr und Ergebnis des Krieges gegen Sextus Pompejus, letzteres beweist seinen großen Anhang, worauf der Verfasser naturgemäß ein Interesse hat hinzuweisen. Damit ist die Berechtigung des Kapitels an seiner Stelle hinlänglich erwiesen.

---

[1] Wilcken a. a. O. 621.

Allerdings behandelt Augustus auch das, was Koepp sein Emporkommen als Prinzeps nennt; aber wir werden diesen Ausdruck modifizieren müssen.

Augustus gibt sich als den Vorkämpfer der römischen Freiheit und den Wiederhersteller der Republik aus. Er hat sein erstes Heer geworben, um den von einer Partei geknechteten Staat zu befreien [1]), hat keine Ämter, die der Überlieferung der Väter widersprachen, angenommen [2]) und hat auf der Höhe seines Lebens alle seine Macht in die Hände des Senates und des Volkes zurückgelegt [3]). Er war der erste Mann in Rom wie Cäsar; aber Cäsar hatte nach der verhaßten Königskrone gegriffen, und dies hatte seinen Mördern den Dolch in die Hand gedrückt. Augustus will nicht König, sondern nur princeps inter pares sein. Indem der 19jährige Jüngling trotz der Abmahnung seiner Familie die Erbschaft Cäsars übernahm, trat er auch das Erbe an, der Erste in Rom zu sein.[4]) Als solcher erscheint er in den Res gestae, nicht als Monarch.[5]) Darum beginnt er nicht mit der Darlegung seines Emporkommens bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft, sondern mit seinem ersten politischen Auftreten. Die Befreiung Roms von der Parteiknechtschaft, die Übertragung seiner ersten amtlichen Befugnisse und die Rache an den Cäsarmördern faßte er darin zusammen. Das ist der Inhalt der beiden ersten Kapitel, die ich deshalb als besondere Einleitung zu der ganzen Schrift ansehe. Mit K. 3 beginnt dann die seine ganze Tätigkeit überblickende Darstellung seiner Ehren, Leistungen und Taten.

---

[1]) Annos undeviginti natus exercitum privato consilio et privata impensa comparavi, per quem rem publicam dominatione factionis oppressam in libertatem vindicavi (Lat. 1, 1 f.).

[2]) *Τῆς τε συνκλήτου καὶ τοῦ δήμου τῶν Ῥωμαίων ὁμολογούντων ἵνα ἐπιμελητὴς τῶν τε νόμων καὶ τῶν τρόπων ἐπὶ τῇ μεγίστῃ ἐξουσίᾳ μόνος χειροτονηθῶ, ἀρχὴν οὐδεμίαν παρὰ τὰ πάτρια ἔθη διδομένην ἀνεδεξάμην* (Gr. 314 f.).

[3]) Siehe oben S. 40.

[4]) Wenn Josephus Ant. Iud. 18, 2, 2 (§ 32) die Herrschaft des Augustus auf 57 Jahre 6 Monate 2 Tage berechnet, geht er von der Testamentseröffnung am 17. März 44 aus. Aber Augustus hat hier vor dem Volke so sein Recht nicht begründen können, wenn dieses auch nach seiner persönlichen Auffassung darauf beruht. Hier in seinem öffentlichen Rechenschaftsberichte bezieht er sich naturgemäß auf sein erstes politisches Auftreten: das war die Werbung des Heeres.

[5]) In der Auffassung des Augustus schließe ich mich den Darlegungen Eduard Mayers an (Augustus, Sybels Hist. Zeitschr. XCI 1903, S. 385 ff.).

Die Schrift gliedert sich also folgendermaßen:

Einleitung: Der Antritt der politischen Tätigkeit. K. 1.2.
Erster Hauptteil: Ämter und Ehren. K. 3—14.
Zweiter Hauptteil: Aufwendungen für die römischen Bürger. K. 15—24.
Dritter Hauptteil: Festigung und Erweiterung der römischen Macht. K. 25—33.
Schluß: Wiederherstellung der Verfassung und Dank des Volkes. K. 34.35.

J. F. Marcks.

Der erste Dakerkrieg Trajans.

Die Daker, ein thrakischer, den Geten nahe verwandter Volksstamm, wohnten an der linken Seite der Donau[1]), im Westen seit ihrer Zurückdrängung durch die Jazygen von der Theiß, im Norden von den Karpathen begrenzt, im Osten mit schwankender Grenze bis zum Schwarzen Meere hin sich ausbreitend. Ihr kriegerischer, eroberungslustiger Sinn, genährt durch einen starken, von den Vätern überkommenen Unsterblichkeitsglauben, der sie den Tod in der Schlacht verachten ließ, machte sie zum Schrecken für ihre Nachbarn, besonders seitdem sie als Anwohner des römischen Reiches mit seltener Anpassungsfähigkeit römische Kulturelemente, vor allem römische Kriegskunst sich zu eigen gemacht hatten.

Anderthalb Jahrhunderte zieht sich der Name der Daker durch die Geschichte. Ihre Macht entfalteten sie zuerst unter Burebista, der die vorher getrennten Stämme unter seinem Königsszepter einte und durch seine siegreichen Züge bis nach Macedonien und Illyrien in Julius Cäsar den Entschluß zu einem Kriegszuge reifen ließ, der aber infolge seines unerwarteten Todes nicht zur Ausführung kam[2]). Mit dem Ende Burebistas zerfiel zwar das Reich wieder in einzelne Stämme, die oft unter einander uneinig waren, aber trotzdem machten die Daker oft genug Einfälle in das römische Gebiet, und manchem Zeugnis begegnen wir dafür, von welcher Angst vor ihnen die Gemüter in Rom erfüllt waren[3]). Geradezu vernichtende Schläge führten sie gegen die Römer, nachdem gegen Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. Decebalus das Königtum erneuert und die Eroberungspolitik Burebistas wiederaufgenommen hatte. Aber gerade dies führte die Katastrophe des Volkes herbei, indem Trajan, die unter Domitian schwer

---

1) Daher Hor. carm. IV, 15: qui profundum Danuvium bibunt.

2) Strabo VII, 3, 5. Suet. Div. Jul. 44. Aug. 8.

3) Hor. carm. III, 6 paene occupatam seditionibus delevit urbem Dacus. sat. II, 6,53 numquid de Dacis audisti? Verg. Georg. II. 497.

verletzte Waffenehre Roms glänzend wiederherstellend, in zwei Feldzügen in den Jahren 101/2 und 105/6 die Daker entscheidend schlug und ihr Land in römisches Kolonistenland verwandelte.

Die Römer selbst haben diesen Kriegen Trajans und der durch sie herbeigeführten Gebietserweiterung die größte Bedeutung beigemessen. Trotzdem ist die schriftliche Überlieferung darüber, wie über die ganze Zeit Trajans, so dürftig wie nur möglich. Von den Zeitgenossen verfaßte der Eroberer selber, dem durch Julius Cäsar begründeten Brauche folgend, Denkwürdigkeiten über die eigenen Taten herauszugeben, in mindestens zwei Büchern einen Bericht über seine Dakerkriege, von dem aber bis auf ein bei Priscian bewahrtes kleines Fragment [1]) nichts mehr erhalten ist. Auch Appians Darstellung der dakischen Kriege, die das 23. Buch seiner römischen Geschichte bildete, ist uns verloren gegangen. Immerhin könnten wir befriedigt sein, wenn uns der die Geschichte Trajans enthaltende Teil des Werkes des Cassius Dio erhalten wäre, eines Schriftstellers von militärischer und staatsmännischer Bildung, der als Statthalter von Pannonien infolge seiner Ortskenntnis und seiner persönlichen Beziehungen gewiß wie kein anderer in der Lage war, eine zuverlässige Darstellung zu geben. Aber der dürftige Auszug des Xiphilinus aus dem 11. Jahrh. ist nur ein sehr unvollkommener Ersatz. Dennoch ist dieser als die einzige zusammenhängende Darstellung der Feldzüge, die wir besitzen, von großem Werte. Hierzu kommen vereinzelte Nachrichten der Schriftsteller und inschriftliche Zeugnisse.

Gegenüber der Unzulänglichkeit der literarischen Überlieferung ist um so wertvoller die Darstellung der dakischen Kriege auf dem 200 m langen und 1 m hohen Reliefbande, das die i. J. 113 vom Senat und Volk dem Kaiser Trajan geweihte Ehrensäule umläuft. Napoleon III. hat i. J. 1861 Abgüsse der vom Fuß der Säule schwer zu erkennenden Reliefs herstellen lassen, die in zwei Sälen des lateranischen Museums [2]) untergebracht sind, und dadurch die Darstellungen für die Betrachtung und das Studium zugänglich gemacht. Doch schienen alle Versuche, die Bilder in ihrem Zusammenhange zu erklären und für die Feststellung der geschichtlichen Tatsachen nutzbar zu machen, vergebliche Mühe zu sein. Schreibt doch Mommsen in seiner Röm. Geschichte (V, 205): »wie niemand es wagen würde,

---

[1]) Peter, Histor. Rom. fragm. S. 320.

[2]) Die beiden andern Exemplare im Museum zu Saint Germain und im South-Kensington-Museum in London zeigen die Platten wieder zur Säule zusammengesetzt.

nach Menzels Bildern die Geschichte des siebenjährigen Krieges zu erfinden, so bleibt auch uns nur mit dem Einblick in halb verständliche Einzelheiten die schmerzliche Empfindung einer bewegten und großen, auf ewig verblaßten und für die Erinnerung vergangenen geschichtlichen Katastrophe.«

Und doch hat mit glänzendem Erfolge Konrad Cichorius[1]) es unternommen, den Gang der Dakerkriege nach der Säule zu bestimmen. Ausgehend von einer sehr genauen Beschreibung und Erklärung der einzelnen Figuren hat er in scharfer Abgrenzung nach links und rechts den Inhalt jedes Bildes für sich festgestellt, die Beziehungen zu den vorhergehenden und folgenden Szenen und den inneren Zusammenhang mit diesen zu ermitteln gesucht und endlich jedesmal durch einen Vergleich des in der Säule angedeuteten Terrains mit der tatsächlichen Natur des Landes den Schauplatz der Handlung bestimmt. So hat er die bis dahin meist toten Szenen mit neuem Leben erfüllt und in einen großen historischen Zusammenhang gebracht. Daß er dabei auch oft geirrt und den Gang der Handlung nicht immer richtig erkannt hat, wer wollte sich darüber wundern und deshalb seine Verdienste schmälern? Dies nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst von Petersen, der in einer sehr ausführlichen Rezension der Ausgabe von Cichorius, die als besonderes Buch[2]) erschienen ist, in voller Würdigung des durch ihn in der Erklärung herbeigeführten großen Fortschrittes gegen dessen Ergebnisse vielfach vom Standpunkte der Archäologen aus Widerspruch erhoben, mancher irrtümlichen Auffassung die richtige gegenübergestellt und vieles, was Cichorius als sicheres Resultat bezeichnet hatte, als der Begründung entbehrend nachgewiesen hat. Wo Cichorius und Petersen in ihren Ansichten von einander abweichen, wird man in der Regel sich für den letzteren entscheiden, während die neuerdings von v. Domaszewski[3]) vorgetragenen Ansichten, die sich für den ersten Krieg besonders auf die Lokalisierung der Schiffsbrücke und der Ereignisse des zweiten Kriegsjahres (102) beziehen, nicht hinreichende Beweiskraft zu haben scheinen.

---

[1]) Die Reliefs der Trajanssäule. Berlin, Reimer. Tafelband I, Die Reliefs des 1. dakischen Krieges. Textband II, Kommentar dazu. 1896. Tafelband II, Die Reliefs des 2. dakischen Krieges. Textband III, Kommentar dazu. 1900. Die angekündigten Textbände I, IV, V sind nicht erschienen.

[2]) Petersen, Trajans dakische Kriege. I. Der erste Krieg. 1899. II. Der zweite Krieg. 1903. Leipzig. Teubner.

[3]) Beiträge zur Kaisergeschichte. I. Die Dakerkriege Trajans auf den Reliefs der Säule. Philologus 65. 1906. S. 321 ff.

So ist durch die Untersuchungen von Cichorius und Petersen für Trajans Dakerkriege eine neue Quelle erschlossen, auf Grund deren wir, wenn auch nicht in allen Einzelheiten — wo wäre das möglich? — so doch in den Grundzügen den Verlauf dieser Kriege feststellen können.

Selbstverständlich ist nicht alles, was die Säule bietet, ohne weiteres in die Wirklichkeit zu übertragen. Für die Anordnung und Gruppierung sind wesentlich künstlerische Gesichtspunkte maßgebend gewesen. Auch ist wie bei allen derartigen Monumenten ihrer Bestimmung entsprechend das Erhebende, Kaiser und Volk Ehrende in den Vordergrund gerückt und daher jede Gelegenheit zur Darstellung Trajans selber wahrgenommen. Doch läßt sich nirgends eine Fälschung der Wahrheit, auch nirgends ein Widerspruch mit den literarischen Quellen nachweisen. Im Gegenteil muß man sagen, daß die Darstellung so objektiv ist, wie sie sich irgend mit dem Zweck der Säule vereinigen läßt. Auch Verluste und Schlappen der Römer werden nicht verschwiegen, nur werden sie in zarter, das Nationalgefühl schonender Weise ausgedrückt. Während wir bei einer Verheerung dakischer Gebiete durch römische Streifscharen diese die Ortschaften anzünden und die Bevölkerung niedermetzeln sehen, sehen wir bei dem entsprechenden Vorgang auf römischem Boden nur die feindlichen Corps dahinziehen, aber an ihrer Haltung und an ihrem Ausdruck erkennen wir, was sie treiben. Tote gibt es nur auf Seiten der Daker. Bei den Römern werden die Verluste in anderer Weise angedeutet, z. B. durch den Widerstand der Feinde oder durch die Richtung, in der sich der Kampf bewegt, oder durch die Darstellung eines Verbandplatzes abseits von der Schlacht, wo Ärzte den verwundeten Kriegern Hilfe leisten. Die von Dio für die Schlacht bei Tapae bezeugten Verluste der Römer werden durch die Reliefdarstellung durchaus bestätigt. In der letzten Schlacht vor dem Fall von Sarmizegetusa i. J. 102 weichen selbst die Legionen teilweise zurück. Auch daß die Bildhauer sich nicht gescheut haben, grausame Handlungen römischer Soldaten darzustellen, die sicher die etwas gebildeteren Römer verabscheuten, darf als Beweis des Strebens nach historischer Treue gelten.

Besonders zeigt sich diese Neigung zur Objektivität in der realistischen, selbst Unwesentliches und Kleinigkeiten genau wiedergebenden Darstellung und Ausführung, namentlich auch in Bezug auf Bekleidung und Bewaffnung. So sehen wir den Legionar, der den Römern die Welt erobert hat, in lebenswahrem Bilde marschieren, Straßen bauen, Ströme überbrücken, Lager und Kastelle bauen, Schlachten

schlagen. Auch mannigfachen, mit gleicher Treue dargestellten Barbarentypen begegnen wir: neben dem »Dacus asper«, den wir in gewaltigem Ringen mit dem übermächtigen Gegner den Kampf der Verzweiflung kämpfen und schließlich unterliegen sehen, Germanen, Sarmaten, Mauren, Palmyrener — quam variae (gentes) linguis, habitu tam vestis et armis. Auch das Gelände mit den darin liegenden Ortschaften, Verschanzungen u. s. w. hat der Künstler wiederzugeben sich bemüht und dadurch nicht nur unsere Anschauung und Kenntnis bereichert, sondern uns auch in die Lage versetzt, besonders charakteristische Örtlichkeiten durch einen Vergleich mit der geographischen Beschaffenheit des Landes zu bestimmen.

Die nachfolgende Arbeit ist eine zusammenfassende Darstellung des ersten Dakerkrieges nach den Ergebnissen der neueren Untersuchungen [1]) über das Säulenrelief in Verbindung mit der schriftlichen Überlieferung. Eine solche schien zweckmäßig mit Rücksicht auf die Weitschichtigkeit des Kommentars von Cichorius und mit Rücksicht darauf, daß auch die Arbeit von Petersen diesen nicht ersetzt, sondern nur ergänzt und selbst kein volles Bild der Kriegszüge liefert. Zugleich soll gelegentlich auf besonders interessante Darstellungen der Säule hingewiesen werden.

* * *

Der Krieg ergab sich mit Notwendigkeit aus der unhaltbaren, der Römer unwürdigen Lage, wie sie durch den von Domitian i. J. 88 mit den Dakern geschlossenen Frieden geschaffen war. Nachdem Decebalus die meisten Stämme von neuem geeint hatte, war er i. J. 86 in Niedermösien eingefallen und hatte den Statthalter Gajus Oppius Sabinus geschlagen und getötet. Domitian begab sich darauf selber in die Provinz und schickte den Gardepräfekten Cornelius Fuscus über die Donau, aber sein Heer wurde in einer Schlacht vernichtet, die Feldzeichen gerieten in die Hände der Feinde, er selbst fiel. Ein neues Heer unter Julianus schlug den Decebalus bei Tapae, in der Nähe seiner späteren Hauptstadt Sarmizegetusa, aber die Erfolge dieses Sieges gingen verloren durch eine gleichzeitige Niederlage der Römer durch Markomannen, Quaden und Sueben, mit denen Decebalus in Verbindung stand. Übereilt schloß Domitian einen unwürdigen Frieden, durch den er sich verpflichtete, den Dakern jährlichen Tribut zu zahlen

[1]) Abgesehen von den vorher genannten Arbeiten sind noch herangezogen worden: J. Dierauer, Beiträge zu einer kritischen Geschichte Trajans, in Büdingers Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte I. Kanitz, Römische Studien in Serbien: Denkschriften der Wiener Akademie. Phil.-hist. Kl. XLI S. 30.

und Werkleute zu stellen zur Unterweisung in den Werken des Friedens wie des Krieges (δημιουργοὺς παντοίας τέχνης καὶ εἰρηνικῆς καὶ πολεμικῆς. Dio 67,7).

Decebalus wußte sehr wohl, daß dieser Friede nur so lange andauern konnte, bis sich in Rom die Forderungen der militärischen Ehre geltend machten. In dieser Erkenntnis traf er die weitgehendsten Vorbereitungen für die Landesverteidigung. Aus dem Römerreich warb er tüchtige Leute an und stellte sie in sein Herr. Dieses selbst bildete er nach römischem Muster und führte römische Disziplin ein. Durch die römischen Baumeister, die er sich durch den Frieden gesichert hatte, ließ er Belagerungswerkzeuge und Kriegsmaschinen bauen, Verschanzungen und Festungen herstellen und steigerte so die Verteidigungskraft seines Landes.

Nach Domitians Tode dauerte der bisherige Zustand unter der kurzen Regierung des willensschwachen Nerva fort. Aber mit dem von ihm adoptierten Trajan trat am 27. Jan. 98 an die Spitze des römischen Staates nach langer Zeit ein kraftvoller Mann, der, in der Liebe zum Soldatenberuf aufgewachsen, ein volles Bewußtsein von den großen Aufgaben hatte, die seine Stellung ihm auferlegte. Auf die Kunde von seiner Erhebung zum Kaiser unterbrach er die begonnene Arbeit der Sicherung der römischen Herrschaft in Germanien nicht, und auch nach ihrer Vollendung eilte er nicht nach Rom zum feierlichen Einzuge, sondern weilte zuvor den Winter 98/99 an der Donau. Dieser Aufenthalt darf mit den Vorbereitungen zu den Dakerkriegen, die für ihn unzweifelhaft schon damals beschlossene Sache waren, in Verbindung gebracht werden. Hier wird er die Truppen inspiziert, die Einrichtungen zum Schutze der Grenze eingehend geprüft und manche Anordnung getroffen haben.

Fest steht, daß er die Fortführung der am südlichen Donauufer sich hinziehenden Grenzstraße angeordnet hat. Die ersten Anlagen derselben darf man, obwohl es kein direktes Zeugnis dafür gibt, Augustus zuweisen, der nach glücklichen Kämpfen gegen die Daker Mösien und Pannonien zu römischen Provinzen und dadurch die Donau zur festen Reichsgrenze machte. Tiberius setzte das Werk fort. Zwei Felseninschriften [1]) zwischen den römischen Stationen ad Scrofulas (Dobra) und Taliata (Milanovac) weisen auf ihn als Erbauer und auf die Jahre 28 und 33/34 hin. Wer von Milanovac stromabwärts dem Ufer folgt, trifft kurz vor dem Eisernen Tore eine weitere Inschrift [2]).

---

[1]) C. J. L. III, 1. 1698.

[2]) C. J. L. III, 1. 1699.

Heute sind nur die drei ersten Zeilen gut erhalten, vor Jahren auch noch die vierte, die fünfte und sechste Zeile dagegen sind arg verstümmelt und nicht sicher wiederherzustellen. Die Inschrift lautet mit einer Ergänzung (Arneth):

IMP . CAESAR . DIVI . NERVAE . F .
NERVA . TRAIANVS . AVG . GERM .
PONTIF . MAXIMUS . TRIB . POT . IIII
PATER . PATRIAE . COS III
MONTIs et fLuvii ANfractiBVS
SVPerATIS viam patEfecit.

Hierdurch ist bezeugt, daß Trajan diese Straße i. J. 100 hat bauen lassen. Der Bau stand also im Zusammenhang mit den im Jahre darauf beginnenden Dakerkriegen. Die Straße ist eine direkte Fortsetzung der Tiberiusstraße. Beide sind unter ungeheuren Schwierigkeiten hergestellt. In einer Breite von 2 m und einer Höhe von 3 m wurden sie in den hart an das Ufer tretenden Felsen gesprengt und durch eine feste Balkeneinlage über den Stromspiegel verbreitert[1]).

Können wir diese Strecke der Donaustraße noch heute bewundern, so gibt uns die Trajanssäule (Cichorius Bild I und II) ein Bild der Straße, wie sie sich auf dem Flachufer von Moesia inferior[2]) bis gegen das Eiserne Tor hin zur Zeit des Beginnes der dakischen Kriege darbot. Hiernach war die Grenze weder durch Wall noch Mauer noch Graben, wie in Germanien und in der Drobrudscha, befestigt. Eine Kette von zweistöckigen steinernen Wachttürmen (burgi) mit spitzem Dach zog sich am Ufer hin, im Bilde durch eine ausgestreckte Fackel als Signalstation charakterisiert. Ein Palisadenzaun, der den Turm umgab, schützte im Notfalle die aus Auxiliartruppen bestehende kleine Besatzung, deren Hauptaufgabe[3]) nicht in der Verteidigung der Grenze sondern neben der Zollkontrolle darin bestand, von der das obere Stockwerk umlaufenden Galerie das andere Ufer zu beobachten und eine etwaige Annäherung des Feindes sofort durch Signale zu melden, zunächst nach den festen Kastellen, die in ungleichen Abständen an der Grenze errichtet waren. Von hier gelangte die Nachricht weiter nach den großen, an den strategisch wichtigsten Punkten liegenden Legionslagern, von denen aus der ganze militärische Dienst in den Kastellen und Türmen geregelt wurde. In Mösien waren dies

---

1) Abbildung bei Kanitz a. a. O. S. 34.

2) Seit Domitian zerfiel Mösien in zwei Provinzen, superior und inferior, jede unter einem besonderen Statthalter. Die Grenze bildete der Ciabrus.

3) v. Domaszewski, Studien zur Geschichte der Donauprovinzen. Arch.-epigr. Mitteilungen aus Österreich-Ungarn. XIII, 1890. S. 141.

Singidunum (Belgrad), Viminacium (Kostolac), Troesmis (Iglitza) und Durostorum (Silistria). Der ganze Limes stand durch zahlreiche Straßen, die nach Macedonien, Thracien, Dalmatien liefen, mit dem Hinterlande in Verbindung. Diese Einrichtung ermöglichte wie beim germanisch-rätischen Limes, daß im Falle der Bedrohung irgend einer Stelle die Truppen auf der ganzen Strecke sofort alarmiert und in kurzer Frist zusammengezogen werden konnten. Mit dem Landherr wirkten Hand in Hand die beiden Flotten, die die Römer auf der Donau unterhielten, die classis Pannonica und classis Moesica[1]), die den Handel zu schützen und den Verkehr zwischen den Kastellen zu vermitteln hatten. Bei Eröffnung der dakischen Kriege haben sie für den Transport der Truppen und die Herbeischaffung des Proviants wesentlich mitgewirkt (B. II u. III).

Im Frühjahr 101 begann Trajan den Krieg. Von einem äußeren Anlaß hören wir nichts. Dio 68,6 nennt als Grund einerseits den Unmut, den Trajan über den jährlich entrichteten Tribut empfand (*τοῖς χρήμασι ἃ κατ᾽ ἔτος ἐλάμβανον βαρυνόμενος*), andererseits die Wahrnehmung, daß die Macht und der Übermut der Daker immer mehr wuchsen (*τὰς δυνάμεις αὐξανομένας καὶ τὰ φρονήματα ὁρῶν*). Die Einstellung des Tributs bedeutete die Kriegserklärung. An der Spitze eines Teils seiner Garde reiste Trajan an die Donau und übernahm selbst die Heeresführung. Bei der Begeisterung, mit der die Truppen ihm anhingen, hat dieser Umstand sicher nicht wenig zum glänzenden Verlauf der Kriege beigetragen.

Die Hauptkriegsmacht wurde gebildet durch Zusammenziehung der in Mösien und Pannonien vorhandenen Truppen. In Mösien standen vier Legionen, und zwar die VII Claudia in Viminacium, die IV Flavia in Singidunum, die I Italia in Durostorum und die V Macedonica in Troesmis. Von den vier pannonischen Legionen stand die X Gemina in Vindobona, die XIV Gemina in Carnuntum, die XIII Gemina in Poetovio und die II Adiutrix in Acinquum. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Truppen auch alle in Feindesland eingerückt sind. Die in Mösien stehenden werden, wenn nicht alle, so doch fast alle, die in Pannonien zum Teil im Feldzuge Verwendung gefunden haben. Durch Inschriften ist die Beteiligung bezeugt für die VII Claudia, IV Flavia, XIV Gemina und I Italica, also für drei mösische Legionen und eine pannonische. Von auswärtigen Legionen ist für den ersten dakischen Krieg wahrscheinlich die I Adiutrix[2]) aus

---

[1]) Tacitus, Ann. XII, 30. C. I. L. III, 1. No. 4025. VI 1643. IX 3609.

[2]) Sie scheint auf der östlichen Brücke (IV) über die Donau zu gehen.

Germania superior herangezogen worden, zu der Trajan in besonders naher Beziehung stand, seitdem er sie i. J. 89 als Legat auf Befehl Domitians in einem glänzend ausgeführten Marsche von Spanien dorthin zur Unterdrückung des Aufstandes gebracht hatte. Wie der in B. XLVIII neben dem Adler dargestellte Widder beweist, war im zweiten Kriegsjahr auch die in Germania inferior stehende leg. I Minervia am Kampfe beteiligt, die später während des zweiten Dakerkrieges Hadrian befehligte. Die beiden zuletzt genannten Legionen führten zusammen mit der VII Claudia den Beinamen Piae Fideles und zeigten an den signa eine geöffnete rechte Hand. Jedenfalls war es eine ansehnliche Truppenmacht, die Trajan ins Feld führte, besonders da die den Legionen zugewiesenen Auxiliartruppen etwa die gleiche Stärke hatten.

Der Sommerfeldzug d. J. 101.

Gegenüber einem so gefürchteten Gegner war Decebalus auf eine starke Stellung bedacht. Diese fand er am ersten in dem von einer Gebirgsmauer umschlossenen jetzigen siebenbürgischen Hochlande, wohin von der Donau nur wenige Zugänge führten. Dort hatte er seine Hauptstadt Sarmizegetusa [1]), das jetzige Varhely, angelegt, am Eingang des Hauptpasses durch die westlichen Bergketten, des sog. Eisernen Torpasses. Die Alten haben dafür die geographische Bezeichnung Tapae. Hier am Eisernen Torpass, durch Berge und starke Verschanzungen gedeckt, beschloß er mit seiner Hauptmacht die Annäherung des Feindes zu erwarten.

Gegen diese Stellung rückte Trajan vor, auf welcher Strasse, erkennen wir aus dem Fragment seiner Kriegsbeschreibung: Traianus in I Dacicorum: Inde Berzobin, deinde Aizi processimus. Berzovia, ein am gleichnamigen Fluß, der heutigen Barzava, gelegenen Platz, dem heutigen Szidovin entsprechend, und Aizizis (bei Valemare) im Tale des Poganis waren nach der Tabula Peutingeriana römische Sationen an der Straße, die bei Lederata die Donau überschritt und in nördlicher, dann östlicher Richtung über das dakische Tibiscum nach Sarmizegetusa führte. Wir kennen diese Straße, auf der Trajan gezogen ist, und können dank den in der genannten Tafel angegebenen Entfernungen und den erhaltenen Resten die Stationen bestimmen. Lederata, 10 römische Meilen von Viminacium entfernt, war eins der zahlreichen Limeskastelle und hatte als Besatzung eine Abteilung der siebenten Legion. Es ist bei der alten serbischen Feste Rama anzusetzen, gegenüber von Uj Palanka, wo der Kerasu, damals Apus,

[1]) S. die Kartenskizze am Schlusse der Arbeit.

mündet. Noch heute weisen Reste römischer Brückenköpfe auf beiden Seiten darauf hin, daß dort eine wichtige Übergangsstelle gewesen ist.

Hier bei Lederata setzte Trajan mit den westlichen Donautruppen und Prätorianern auf das andere Ufer über. Einen zweiten Heeresflügel, hauptsächlich aus den niedermösischen Truppen gebildet, ließ er unter Führung von Laberius Maximus, dem Statthalter von Untermösien, weiter unterhalb der Donau hinübergehen, nicht, wie man früher[1]) annahm, bei Taliata (Milanovak), wo ein größeres Kastell eine beliebte Übergangsstelle deckte, sondern hinter den Stromschnellen in unmittelbarer Nähe der späteren steinernen Brücke und des linksseitig gelegenen Drobetae (Turn Severin), einer alten dakischen Grenzfestung, die aber seit längerer Zeit im Besitze der Römer war. Auf diese Stelle weist schon der Bau der Kunststrasse hin, die er für den Krieg doch wohl auch benutzen wollte[2]). In richtiger Weise erkannte er die Vorteile eines Überganges gerade an dieser Stelle, von wo mit Ausnahme der eben beschriebenen Linien alle in das Dakerland führenden Straßen ausgingen oder sich wenigstens leicht erreichen ließen. Zunächst die Straße, die der östliche Heeresflügel tatsächlich gezogen ist. Sie lief bis Dierna am Ufer hin, folgte dann dem Czernatal, ging über die Teregovaer Schlüssel nach dem Temestal hinüber und vereinigte sich an der Münduug der Bisztra in den Temes bei der dakischen Festung Tibiscum mit der von Lederata kommenden Straße. Auch die über den Vulkanpaß in das dakische Hochland führende Straße, gleichfalls für Truppen gangbar, führte von Drobetae aus. v. Domaszewski[3]) allerdings glaubt, daß diese den Römern nicht bekannt war, da sie in den erhaltenen Itinerarien nicht verzeichnet ist. Daß sie trotzdem bekannt war, beweist die Tatsache, daß bei ihrem Eintritt in das Gebirge am linken Ufer des Schyl ein starkes Kastell (Bumbesti) zu ihrem Schutze errichtet war, dessen Ruinen erhalten sind. Endlich war auch die durch das Tal des Alutus über den

---

[1]) Dierauer, a. a. O. S. 81. Kanitz, a. a. O. S. 35.

[2]) Daß die Schiffsbrücke in der Nähe der späteren Steinbrücke gewesen ist, scheint mir auch aus B. XLVIII u. XLIX hervorzugehen, wo ich, Petersen folgend, annehme, daß die Mauern dem Schutze beider Brücken dienen sollen. v. Domaszewski (a. a. O. S. 325) setzt die östliche Brücke bei Oescus an, wo die Alutus-Straße anfing, und läßt die Armee von hier über Dierna nach Tibiscum marschieren. Sollte für die östlichen Truppen der Weg von Oescus nach Dierna auf der nördlichen Donauseite bequemer gewesen sein als auf der südlichen Grenzstraße? Hätte ein Übergang bei Oescus besondere Vorteile geboten, so hätte Trajan die steinerne Brücke doch hier bauen lassen.

[3]) Philologus 65. S. 323.

Rotenturmpaß sich hinziehende Straße durch die Ebene der Wallachei leicht von Drobetae aus zu erreichen.

Es ist eins der bekanntesten Bilder der Trajanssäule, das den Donauübergang darstellt (IV. V.), wobei der Künstler die weit von einander entfernten Vorgänge ganz nahe zusammengerückt hat. Links schreitet bei Drobetae aus dem Tor einer Festung, rechts bei Lederata auf einer von einem Geländer eingefaßten Bahn, die über nebeneinandergestellte Schiffe gelegt ist, je eine Armee nach dem linken Ufer hinüber. In dem Führer der rechten Armee haben wir Trajan zu erkennen, in dem der linken Laberius Maximus. Führer wie Mannschaften sind mit Schuhen (calcei, caligae) und mit kurzärmeliger, oberhalb der Kniee abschließender tunica bekleidet. Erstere tragen darüber den eng anliegenden Offizierspanzer, wie er an den Statuen der römischen Imperatoren erscheint, außerdem bracae, paludamentum und das Schwert an der linken Seite. Hinter dem Führer schreitet der aquilifer, neben diesem die signiferi. Sie zeigen im allgemeinen die Ausrüstung der Auxiliartruppen, d. h. bracae, gezackten Lederkoller, sagum und Schwert zur rechten Seite; doch statt des ovalen Schildes der Auxiliaren führen sie einen kreisrunden (auf diesem Bilde wenig sichtbar), und die signiferi haben als Kopfbedeckung ein Tierfell, eine Tracht, die von den Barbaren angenommen war. Die Legionare haben die Beine nackt[1]). Gepanzert erscheinen sie stets mit der lorica segmentata, dem Schienenpanzer[2]), den gewöhnlich das cingulum umschließt, ein breiter Gürtel mit vorn herabhängendem Schutzriemen. Arm- und Beinschienen kommen nirgend vor. Der niedrige Helm wird, außer wenn der Feind in der Nähe ist, an der rechten Schulter getragen. Die Linke führt den schweren viereckigen Legionsschild. Das Schwert wird an der rechten Seite getragen, entweder am cingulum befestigt oder am balteus, der von der linken Schulter herabhängt. Das pilum in der rechten Hand ist von dem Künstler gewöhnlich nicht ausgeführt. Die in V dargestellten Reiter zeigen die Ausrüstung der Auxiliare zu Fuß (Lederkoller oder Kettenpanzer), die Pferde Riemenzeug und doppelte Satteldecken.

Die Teilung des Heeres in zwei Expeditionscorps erinnert an die von Tacitus beschriebene Kriegführung des Germanicus in Germanien, der — ne bellum mole una ingrueret — neben dem von ihm selbst geführten Hauptheere ein zweites oder gar drittes zu ent-

---

1) Die Nachbildungen zeigen unrichtig die Legionare meist mit bracae versehen.

2) Im Legionslager von Carnuntum sind solche Panzer gefunden worden.

senden pflegte, um die Macht des Feindes zu teilen (distrahendo hosti) und den schon damals bewährten Grundsatz zu befolgen: getrennt marschieren, vereint schlagen. Auch in dem dakischen Kriege sollten die beiden Heeresflügel einander unterstützen und schließlich sich vereinigen, und zwar bei Tibiscum, wo die beiden Straßen zusammentrafen. Es ist anzunehmen, daß Trajan nach Möglichkeit mit dem östlichen Flügel Fühlung zu behalten gesucht hat. Dahin scheint der Befehl an die Reiterei zu gehen, die nach Abhaltung eines Kriegsrates und, wie es scheint, aus Anlaß desselben ausrückt (VI. VII.)[1]). Auch die in XIV rasch über die Apus-Brücke schreitenden Auxiliare mögen einen gleichen Auftrag erhalten haben.

Bei dieser Gestaltung der Kriegslage gewann Trajan die Möglichkeit zu einem methodischen und zwar langsamen aber voraussichtlich schließlich zum Ziele führenden Vorgehen. In der Erkenntnis nämlich, daß die Unterwerfung des Feindes nicht das Werk eines einzigen Sommers sein könne, machte er es sich zur ersten Aufgabe, eine feste Verbindung mit dem Römerreich zu schaffen durch Herstellung einer in das Innere des Dakerlandes führenden Straße und Sicherung derselben durch Anlegung fester Kastelle an strategisch wichtigen Punkten.

So nahm er denn das vor dem eigentlichen Beginn des Krieges übliche Reinigungsopfer[2]) vor, wobei nach altem Brauch die drei Opfertiere sus, ovis, taurus außen[3]) um das Lager in feierlichem Zuge vor der Opferung herumgeführt wurden (VIII). Die Zumutung, in sein Land zurückzugehen und Frieden zu halten, die germanische Burer[4]) und andere mit den Dakern verbündete Stämme an ihn richteten, wies er gebührend zurück (IX).

Die Säule stellt in B. XI—XX den Bau der festen Kastelle an der westlichen Straße dar, eine Arbeit, die ausschließlich von den

---

[1]) Diese Reiter erscheinen erst in XXI wieder, und zwar auf der östlichen Seite, auf der wir über die Donau Reiterei nicht hinübergehen sahen.

[2]) v. Domaszewski, Archäol.-epigr. Mitteilungen aus Österreich. XVI, 19 ff.

[3]) Dio 47, 38,4. *ὅτι τὸ καθάρσιον τό πρὸ τῶν ἀγώνων γιγνόμενον ἐντὸς τοῦ ἐρύματος ὡς καὶ διδιότες ἐποιήσαντο.*

[4]) Dio 68,8: *μύκης μέγας προσεκομίσθη γράμμασι Λατίνοις λέγων, ὅτι ἄλλοι τε τῶν συμμάχων καὶ Βοῦροι παραινοῦσι Τραιανῷ ὀπίσω ἀπιέναι καὶ εἰρηνῆσαι.* Bild IX stellt jedenfalls diesen Vorgang dar, und zwar durch eine Situation, die die Strafe für den Hochmut der Barbaren ausdrückt. Deshalb können unter den Burern nur die germanischen Bewohner der oberen Weichsel, nicht die dakischen Burer in und um Buridava zu verstehen sein, und unter den *σύμμαχοι* nur Verbündete der Daker, nicht der Römer, obwohl wir von Verbündeten der Daker weiter nichts hören und es andrerseits sicher ist, daß die Römer unter den Dakern auch Freunde hatten.

Legionen ausgeführt und oft vom Kaiser selbst inspiziert wurde, während den Auxiliaren die Aufgabe zufiel, etwaige feindliche Angriffe abzuwehren. Denn Decebalus ließ das feindliche Heer unausgesetzt beobachten (XV) und ließ es gewiß nicht ganz unangefochten vorrücken[1]. Die ein Viereck bildenden Kastellmauern bestanden nach der Säule aus regelmäßigen Quadersteinen, oben bedeckt mit zwei Querplatten, zwischen die im rechten Winkel zur Mauer nebeneinanderliegende Rundhölzer eingelassen waren. Auf diese Weise war für die Verteidigung der Mauer ein Gang hergestellt, der durch senkrechte Pfosten in gewissen Abständen gestützt wurde. Auf der oberen Mauerplatte erhoben sich die Zinnen[2].

Die von XI an dargestellten Kastelle entsprechen den in der Tab. Peut. verzeichneten Stationen zwischen Lederata und Tibiscum: Apus Fluvius, Arcidava[3], Centum Putea, Berzovia, Azizis und Caput Bubali. Doch nur für XI/XII und XIII/XIV läßt sich die Örtlichkeit mit Sicherheit bestimmen: es sind die beiden ersten Stationen Apus Fluvius und Arcidava. Apus Fluvius erreichte Trajan nach Zurücklegung von zwölf römischen Meilen und sicherte den Übergang durch je ein Kastell[4] auf jeder Seite. Nach weiteren zwölf Meilen baute er an der Mündung des Csernovec in den Apus bei dem heutigen Veradia auf steil zum Fluß abfallendem Plateau, für das der im Bilde angedeutete Wassermangel noch heute charakteristisch ist, ein neues Kastell, Arcidava. Die Sicherung gerade dieses Platzes mußte von besonderer Wichtigkeit sein, denn von hier aus war sowohl der Apus nach beiden Seiten als auch der Csernovec leicht zu beherrschen. Welche Kastelle im einzelnen unter den folgenden Bildern zu verstehen sind, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Cichorius hält XIV für Centum Putea, XVII für Berzovia, XVIII für Aizis, (XIX Übergang über den Poganis) XX für Caput Bubali. v. Domaszewski[5] vermutet: XV—XVII Erbauung von Centum Putea, XVIII Marschlager von dem bereits vollendeten Berzovia, XX Aizis, XXII im Hintergrund Caput Bubali.

Es folgte die Schlacht bei Tapae. Dies ist die übliche Bezeichnung, doch hat sie in Wirklichkeit in einiger Entfernung davon, nämlich im

---

[1]) XVII bringen Auxiliare den ersten gefangenen Daker vor Trajan.

[2]) Ausgeführte Zeichnung bei Cichorius S. 61.

[3]) Die in dakischen Ortsnamen häufige Endung -dava bedeutet Ansiedelung. Vgl. Buridava, Sacidava.

[4]) Das von der Außenmauer umschlossene Lager ist ein Marschlager, das nur für die Zeit des Baues besteht.

[5]) Philologus 65. S. 327.

unteren Bisztratal stattgefunden, wo die Ebene die Entfaltung von Streitkräften gestattete. Sicher hatte vorher die geplante Vereinigung der beiden Heere auch wirklich stattgefunden. Daß diese erst nach der Schlacht erfolgt sein sollte, wie Cichorius aus B. XXVI und XXVII beweisen zu können glaubte, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil die Ostarmee einen bedeutend kürzeren Weg zurückzulegen hatte. Wäre sie aber trotzdem später bei Tibiscum angelangt, so ist nicht zu glauben, daß ein Feldherr wie Trajan, ohne ihre Ankunft abzuwarten, seine festen Stellungen verlassen und eine Schlacht angenommen hätte, deren Ausgang durchaus zweifelhaft war. Diese Auffassung wird auch durch das Relief bestätigt, wo in B. XXII und XXIII das östliche Heer auf dem Marsche durch Wald dargestellt wird, indem nach üblicher Weise ein Teil der Legionen den Weg bahnte, der andere nachfolgte.[1]) Die Vereinigung selbt stellt der Künstler in dem Schlachtenbilde XXIV dar, wo wir nicht nur die Truppen des Ostflügels vor uns sehen, sondern auch neben Trajan, der die Schlacht leitet, den Heerführer Leberius Maximus wiedererkennen. Doch wäre es falsch, hieraus zu schließen, daß die Vereinigung auch in Wirklichkeit erst in oder auch nur unmittelbar vor der Schlacht stattgefunden hätte. Sie ist sicher bei Tibiscum erfolgt.

Zum ersten Male lernen wir hier den Gegner der Römer und seine Kampfesweise kennen. Von allen Barbaren, die auf der Säule vorkommen, erweisen sich nach der Bekleidung die Daker als die kultiviertesten. Der ganze Körper ist bedeckt, der untere Teil mit Schuhen und langen, weiten Hosen, die über den Knöcheln zusammengebunden sind, der Oberkörper mit einem langärmeligen Untergewand, das in der Taille gegürtet ist. Darüber liegt ein gefranster Mantel mit kurzen Ärmeln. Der kräftige Kopf, an dem die Haare lang herunterwallen, ist unbedeckt. Nur die Vornehmen, die das Vorrecht der Kopfbedeckung hatten, und darum von den griechischen Schriftstellern *πιλοφόροι* im Gegensatz zu den *κομηταί*, dem niederen Volk, genannt werden, gehen mit dem pileus (Filzkappe) auch in den Kampf. Nur zu Fuß kämpfen sie, Pferde gebrauchen sie nur als Transportmittel (XXVII. XXXI). Ihre Hauptwaffe waren Pfeil und Bogen — Hor. carm. III, 6, 16 missilibus melior sagittis —, auch Speere führten sie; waren die Wurfgeschosse verbraucht, so gingen sie zum Kampf mit dem Sichelschwert über. Zur Deckung diente ihnen ein ovaler Schild.

---

[1]) Wie Tac. Ann. I, 50 Caecina cum expeditis cohortibus praeire et obstantia silvarum amoliri iubetur, legiones modico intervallo sequuntur.

Die Schlacht wurde geschlagen zwischen dem römischen Lager und einem Walde, den die Daker nach Verlassen ihrer Verschanzungen besetzt hatten. Aus diesem brachen sie hervor, in diesen trugen sie ihre Verwundeten und Toten. Wie es scheint, leitete Decebalus selbst den Kampf. Dieser muß besonders heftig gewesen sein, denn der Künstler läßt Jupiter tonans selbst eingreifen und seine Blitze gegen die Daker schleudern. Aus den Zügen dieser spricht höchste Leidenschaft und Erbitterung, auf Seiten der Römer nimmt der Kampf rohe, widernatürliche Formen an. Hier wie später (LXXII) wird dargestellt, wie römische Soldaten die abgeschnittenen Köpfe der Feinde als Siegeszeichen zu Trajan bringen, der sich entsetzt abwendet. An einer Stelle stürmt ein Auxiliar, einen Kopf mit seinen Zähnen an den Haaren festhaltend, gegen die Feinde vor, ein Vorgang, der wohl nicht auf Erfindung des Künstlers beruht. Daß die Daker übrigens nicht menschlicher verfuhren, zeigen die in den dakischen Befestigungswerken (XXV) aufgepflanzten Römerschädel. Die Gefangenen pflegten sie erst zu martern, ein Geschäft, das wir in B. XLV die Frauen besorgen sehen, und dann zu töten. B. XXXVIII zeigt einen über ein Wagenrad gespannten verstümmelten Körper. So erklärt es sich, daß wir beim Friedensschluß i. J. 102 von einer Auslieferung der Gefangenen nichts hören.

Trotz der Heftigkeit des Kampfes scheint es zu einem Eingreifen der, wie gewöhnlich, im Hintergrunde stehenden Legionen und Prätorianer nicht gekommen zu sein, wenn auch diese den Eindruck machen, als wollten sie sich nach dem Kampfplatze bewegen. Auxiliarkohorten zu Fuß, auf dem rechten Flügel unterstützt von der Reiterei, die besonders schneidig vorgeht, schlagen die Schlacht.

Unter den Auxiliartruppen erregt ein Krieger mit nicht römischer Bekleidung besonderes Interesse. Er kämpft mit nacktem Oberkörper und nackten Armen, barhäuptig, das Haar glatt heruntergestrichen. Die Beine sind mit faltigen Hosen bekleidet, die oben bauschig zusammengelegt und mit einem hier nicht sichtbaren Gurt befestigt sind. Unterhalb des Knies sind sie zusammengebunden und scheinen bis auf die Füße, die im Bilde verdeckt sind, hinabzureichen. An der linken Seite trägt er ein am Gurt befestigtes Schwert. Während der linke Arm den mit doppeltem Griff versehenen Schild hält, schwingt die Rechte eine mit Nägeln beschlagene Keule. Der gleiche oder ähnliche Typus kehrt mehrfach auf der Säule wieder, so in XXXVIII, wo der Gurt sichtbar ist und die bis unten herabreichenden Hosen in die Schuhe gesteckt sind, das struppige Haar erinnert an den Sterbenden

Gallier. Bei den beiden Männern in XL, die XLII wiederkehren, reichen die Hosen nur bis zu den Knieen, sie schwingen ein Schwert, dessen Scheide bei dem einen am balteus, beim andern am Gurt hängt. LXX bietet nichts Abweichendes. In LXXII zeigt der Barbar bei sonst gleicher Tracht ein Band um den Kopf. Während alle diese Männer im Kampfe dargestellt werden, und zwar sämtlich auf römischer Seite, zeigt XXVII zwei bärtige Krieger, die Trajan eine dakische Gesandtschaft zuführen. Sie gleichen in der Bekleidung den vorher beschriebenen, doch tragen sie noch ein gefranstes sagum, das auf der Brust zusammengebunden ist. Bemerkenswert ist, daß das nach vorn gestrichene Haar in einen Knoten gebunden ist, was an Tac. Germ. c. 38 erinnert: insigne gentis obliquare crinem nodoque substringere: sic Suebi a ceteris Germanis separantur[1]). Dieser charakteristische Haarknoten läßt keinen Zweifel darüber, daß die beiden Männer Germanen sind und den germanischen Auxiliarkohorten angehörten. Alsdann liegt die Annahme nahe, daß auch auf den andern Bildern Germanen bezeichnet werden sollen. Nach Tac. Germ. c. 6 kämpften die Germanen nudi aut sagulo leves d. h. nackt oder mit einem leichten Mantel bekleidet. Gewöhnlich legten sie vor dem Kampfe den Mantel ab und kämpften mit entblößtem Oberkörper[2]). Darum heißt es bei Tac. Hist. II, 22 von den Germanenkohorten: more patrio nudis corporibus super humeros scuta quatientium (wie in B. LXXII), und c. 24 nudi iuvenes, und Cäsar, bell. Gall. VI, 22 magna corporis parte nuda. Diese Sitte wird durch die Trajanssäule illustriert. Clavae ambustae »im Feuer gehärtete Keulen« werden von Ammianus Marcellinus 31, 7, 12 als Wurfgeschosse der Germanen genannt. Übrigens begegnen wir germanischen Kriegern auch in der römischen Auxiliaruniform (XXXVI). Wir erkennen sie an dem Tierfell, das sie um Kopf und Schultern tragen.

Doch kehren wir zur Schlacht zurück und stellen die Frage nach ihrem Ausgange. Dio, der von den Schlachten des ersten Krieges nur diese eine erwähnt, spricht nicht von einem Siege, sondern vielmehr von starken Verlusten. Dabei hebt er Trajans Fürsorge für die Ver-

---

[1]) Diese Sitte, die Tacitus als suebisch bezeichnet, sprechen andere Schriftsteller allen Germanen zu: Seneca de ira 3,26 nec rufus crinis et coactus in nodum apud Germanos dedecet. Martial de spectac. 3,9 crinibus in nodum tortis venere Sigambri.

[2]) So schildert Agathias, hist. II, 5 einen fränkisch alamannischen Heerhaufen, den Butilin 553 n. Chr. nach Italien führte: Der Leib der Männer ist im Gefecht an Brust und Rücken nackt, umgürtet an den Hüften mit leinenen oder ledernen Hosen, welche die Beine bedecken.

wundeten hervor: als das Verbandszeug ausgegangen sei, habe er sein eigenes Gewand hingegeben und in Stücke schneiden lassen. Daß die Römer keinen entschiedenen Sieg erfochten, geht auch aus der Säule hervor. Denn maßgebend für die Beurteilung ist nicht, daß Tote und Verwundete nur auf dakischer, nicht aber römischer Seite vorkommen, sondern daß kein Daker fliehend dargestellt ist, vielmehr alle gegen die Römer vordringend. Während die späteren Schlachtenbilder alle eine allgemeine Bewegung nach rechts, d. h. nach der Dakerseite zeigen, erkennen wir hier eine Bewegung von beiden Seiten nach der Mitte zu. Also — aequis manibus discessum est. Nach der Schlacht errichtete in pietätvoller Gesinnung Trajan zum Gedächtnis der Gefallenen einen Altar und ordnete ein jährliches Opfer an.

Die Daker gingen darauf die Bisztra hinauf in die vorher eingenommene feste Stellung zurück. Trajan folgte ihnen, aber nur eine kurze Strecke. Wo das Tal enger wird, stieß er neben allerlei anderen Annäherungshindernissen auf ein zur Sperrung des Tales angelegtes Bollwerk (XXV). Es bestand dies in zwei parallelen Mauern aus Quadersteinen mit Zinnen, die sich rechts und links unmittelbar vom Flusse aus quer durch das enge Tal erstreckten, die eine noch gedeckt durch den hier eine Biegung machenden Fluß. Eine Zugbrücke führte zu dem kunstvollen, die Mauer überragenden Tor. Die Anlage gehörte gewiß zu denjenigen, die die in Dienst genommenen römischen Baumeister ausgeführt hatten. Wenn nicht zwischen den Mauern das dakische Nationalzeichen, ein Drache mit weit geöffnetem Rachen, an einer Stange befestigt, und die den Dakern eigenen Pfahlbauten [1]) sichtbar wären, und wenn nicht die ganze Situation dafür spräche, daß wir dakische Werke vor uns haben, so könnte man sie für römisch halten.

Trajan machte keinen Versuch, das Bollwerk zu nehmen, wohl weil er nach den Erfahrungen sich nicht für stark genug hielt. War er doch ein zu kluger Feldherr, um durch einen ungünstigen Abschluß das bisher Gewonnene aufs Spiel zu setzen. Hatte er die Daker auch nicht vollständig niedergeworfen, so hatten sie doch gewiß einen Eindruck von der Überlegenheit der römischen Macht erhalten. Und die Hauptsache war: durch die Herstellung der Etappenstraße hatte er seine Macht tief in das Innere des Landes vorgeschoben. Das war ein wirklicher Gewinn, dessen Bedeutung sich zeigen mußte, wenn

---

[1]) Auf vier in den Boden eingerammten Pfählen ruhte das ganz aus Brettern hergestellte Haus. In den Wänden waren Fensteröffnungen, im Fußboden die Eingangstür. Auch Steinhäuser hatten die Daker (XLV). Die Ortschaften waren durch einen Palisadenzaun geschützt.

er im nächsten Jahre an die Fortsetzung seiner Arbeit ging. Für dieses Jahr war der Krieg im wesentlichen abgeschlossen.

Die Daker machten, pochend auf ihren vermeintlichen Erfolg, einen Versuch, durch Verhandlungen einen günstigen Frieden herbeizuführen. Trajan empfing feierlich ihre Gesandten (XXVII). Aber deren trotzige Haltung und ihre Forderungen, die wir nicht kennen, entsprachen nicht der Sachlage. Eine zweite Gesandtschaft (XXVIII), vielleicht von der römerfreundlichen Partei abgeschickt, um zu vermitteln und Trajan umzustimmen, erreichte trotz ihres bescheidenen Auftretens nichts.

Bevor der Kaiser den feindlichen Boden aufgab, ließ er die Bevölkerung noch einmal alle Schrecken des Krieges fühlen, indem er ihr Gebiet, soweit es erreichbar war, durch ausgesandte Streifcorps verwüsten ließ. Die hierauf bezüglichen, leider sehr zerstörten Bilder gehören zu den lebendigsten und ergreifendsten des Reliefs. Hier eilt eine Abteilung Reiter dahin, die durch ihre Bekleidung den Eindruck von Halbwilden machen (nach Cich. Pannonii veredarii), auf ungesattelten Rossen, in der Rechten eine brennende Fackel, mit der sie die Ortschaften der geflüchteten Bewohner in Brand stecken, die, wie ein anderes Bild zeigt, vorher ihre Herden getötet haben, damit sie nicht eine Beute der Feinde werden. Dort werden Zurückgebliebene, die noch etwas Mut und Kraft in sich fühlen, in aussichtsloser Gegenwehr niedergemetzelt, während Greise und Kinder, scheu um sich blickend, fliehen. Viele Frauen und Kinder, darunter eine besonders vornehme Frau[1]) mit ihrem Kinde, werden als Gefangene fortgeführt (XXX), zur Ansiedelung auf römischem Boden bestimmt. Das Schlimmste hat in diesen Szenen der Künstler wohl unterdrückt. Hätte Tacitus seinen Plan, die Geschichte Trajans zu schreiben, ausgeführt, so hätte er hier wohl ähnlich wie über den Überfall der Marser i. J. 14 berichtet (Ann. I, 51): Caesar avidas legiones, quo latior populatio foret, quattuor in cuneos dispertit; quinquaginta milium spatium ferro flammisque pervastat; non sexus, non aetas miserationem attulit; profana simul et sacra . . . . solo aequantur.

Trajan ließ dann so viel Truppen in den Kastellen zurück, wie zu ihrer Behauptung notwendig war, und kehrte, sei es auf dem alten Wege, sei es zu Schiff die Marosch und Theiß hinabfahrend, zur Donau zurück.

---

[1]) Dio 68,9 erzählt unter den Ereignissen des zweiten Kriegsjahres, daß eine Schwester des Decebalus gefangen genommen sei. Steht diese Angabe an richtiger Stelle, so können wir also in der vornehmen Dakerin die Schwester des Königs nicht sehen.

Der Winterfeldzug d. J. 101/2.

Wo Trajan sich nach der Rückkehr zur Donau aufgehalten hat, darüber ist direkt nichts Bestimmtes überliefert. Dio knüpft an die Ereignisse des ersten Sommers die des zweiten unmittelbar an, als hätte Trajan den Kriegsschauplatz inzwischen gar nicht verlassen. Nur durch die Säule wissen wir, daß es auch in dem zwischen diesen beiden Sommern liegenden Winter auf römischem Boden zu kriegerischen Verwickelungen gekommen ist. Fröhner glaubt, Trajan habe sich im Winter in Sirmium aufgehalten, während Cichorius, ausgehend von einer falschen Deutung der in B. XXXIII dargestellten Bogen, die zu beiden Seiten der Mündung des Savus die hier hinüberführende Grenzstraße einfassen sollen, für Siscia eingetreten ist. Von derartigen Bogen ist aber gar nichts überliefert. Das Richtige hat Petersen gefunden, der hierin die beiden Torbogen der bereits begonnenen, aber erst später vollendeten steinernen Brücke erkannt hat. Bewiesen wird dies dadurch, daß in B. XCIX der einzige sichtbare Endbogen der fertigen Brücke den beiden in XXXIII gleicht und ferner dadurch, daß in beiden Bildern dasselbe Kastell, sei es Pontes oder Drobetae, nebst zwei anderen ähnlichen Bauten am Ufer zu erkennen ist. Da also damals die Brücke zwar nicht ganz aber teilweise bestand, so muß sie damals im Bau gewesen sein. Und da wir in XXXIII Trajan von der Stelle, wo die Brücke entstand, abfahren sehen, so müssen wir annehmen, daß er sich nicht von irgend einem Ort dorthin begeben hat, sondern daß er sich hier dauernd den Winter über aufgehalten hat, um persönlich das große Werk zu fördern, das er sicher schon i. J. 98/99 im Zusammenhang mit der mit so großen Schwierigkeiten verbundenen Kunststraße plante, ja zu dessen Bau er vielleicht schon damals die ersten Anordnungen getroffen hat. Je eher die Brücke fertig war, um so größer konnte ihr Nutzen sein. Darum gönnte sich Trajan auch im Winter keine Ruhe, zog alle verfügbaren Kräfte für die Arbeit heran und beaufsichtigte selbst das Riesenwerk des Meisters Apollodor. Bei der Verehrung, mit der die Truppen an der Person des Kaisers hingen, mußte seine Anwesenheit außerordentlich fördernd wirken.

Die Konzentration der Truppen am Eisernen Tor hatte freilich eine Schwächung des Grenzschutzes, besonders im Osten, zur Folge. Diese günstige Gelegenheit benutzten die Daker und machten in Gemeinschaft mit sarmatischen Rhoxolanen, die nördlich von der Donau im heutigen Bessarabien wohnten, einen Einfall in Moesia inferior.

Die Rhoxolanen waren alte Römerfeinde. I. J. 68 hatten sie in Mösien zwei römische Kohorten vernichtet, waren, durch diesen Erfolg

ermutigt und von Beutelust getrieben, in den beiden folgenden Jahren wiedergekommen und hatten sich über die Provinz zerstreut. Tac. hist. I, 79 gibt eine Beschreibung dieses Volksstammes, zu der die Darstellung auf der Säule (XXXI u. XXXVII) eine interessante Illustration ist. Roß und Reiter sind von oben bis unten in einen Schuppenpanzer gehüllt, der an den Armen nur die Finger frei läßt und bis auf die in niedrigen Schuhen bestehende Fußbekleidung herabgeht. Der mit langem Haar bedeckte Kopf ist mit einem kegelförmigen, von Bügeln umzogenen Helm mit Wangen- und Nackenschutz bedeckt. Der Panzer machte den Schild entbehrlich. Ihre Waffe waren Lanze und langes Schwert. Der Gesichtsausdruck, besonders die kleinen, geschlitzten Augen weisen auf die mongolische Rasse hin.

Mit ihren Rossen durchschwammen Daker und Rhoxolanen in getrennten Haufen die Donau, hieben die römischen Abteilungen, die sich ihnen etwa entgegenstellten, nieder und zogen in einzelnen Korps sengend und mordend durch die ganze Provinz.

Auch die Kastelle und größeren Festungen[1]) griffen die Daker ungestüm an (XXXII). Belagerungswerkzeuge, die sie den Römern nachgemacht und mit denen umzugehen die in ihrem Heere dienenden Römer[2]) sie wohl gelehrt hatten, führten sie mit sich und suchten durch Widder die starken Quadermauern, denen sie sich furchtlos näherten, zu erschüttern. Aber hier gebot ihnen die Tapferkeit der Besatzungen halt. Mit blutigen Köpfen wurden sie von den Wällen zurückgeschickt.

Auf die Nachricht von dem Einfall unterbrach Trajan sofort seine Tätigkeit beim Bau der Brücke und begab sich mit Verstärkungen (Prätorianern) zu Schiff. Er fuhr die Donau hinab, wobei er selber, wie er es gern tat, das Steuer führte, und landete bei einem Kastell auf dem rechten Ufer (Novae?). Hierauf ging er zu Pferde und zog an der Spitze leichter Truppen zu Pferde und zu Fuß, unter denen wir halbnackte Keulenschwinger und das Haupt mit Tierfell bedeckte, im übrigen in Auxiliaruniform gekleidete Barbaren erkennen, in südlicher Richtung, um den Feinden den Rückweg abzuschneiden. Noch während des Marsches (XXXVI) erhielt er die Nachricht, daß Reiterei die Sarmaten, die auf die Nachricht von dem Herannahen Trajans auf ihren flinken Rossen bereits den Heimweg angetreten hatten, erreicht

[1]) v. Domaszewski glaubt, das XXXII angegriffene Kastell sei Troesmis. Man braucht an ein bestimmtes Kastell überhaupt nicht zu denken.

[2]) XXXII, 78 erkennen wir leicht einen Römer in Dakerkleidung. Derselbe Mann erscheint auch XXXVIII, 97, und zwar im Kampfe mit einem Auxiliar.

und bis auf wenige, die entkommen seien, vernichtet hätten (XXXVII). Dasselbe Schicksal ereilte gleichzeitig eine der beim Einfall beteiligten Dakerabteilungen (XXXVIII). Zwar schon auf dem Rückwege, aber doch noch südlich von der Donau befindlich, hatte sie das bisherige Glück in Sicherheit gewiegt. So versäumten sie Nachts die notwendigen Vorsichtsmaßregeln. Die mit Beute beladenen Wagen stellten sie zusammen und gaben sich in deren Nähe, ohne vorher Wachen bestimmt zu haben, der nächtlichen Ruhe hin. Da sahen sie sich plötzlich von den Römern, die sie beobachtet und umgangen hatten, von mehreren Seiten zugleich angegriffen. Sie versuchten zwar verzweifelte Gegenwehr, konnten sich aber vor einer völligen Niederlage durch die Auxiliartruppen nicht bewahren.

Mit der Hauptmacht der Daker stieß Trajan selber am Fuße des Balkan zusammen und schlug sie entscheidend. Da nach dem Bilde XL und XLI alle Waffengattungen zugegen waren, muß die Schlacht vorher geplant gewesen sein. Sie wurde, wie immer, von den Auxiliaren eröffnet, aber nicht mit ausreichendem Erfolge. Darum gab Trajan den Legionen Befehl vorzugehen. Auch sie fanden harten Widerstand, sodaß beide Parteien starke Verluste hatten. Da griff auf dem linken Flügel die römische Reiterei ein, und zugleich äußerte die Artillerie eine unwiderstehliche Wirkung. Diesen beiden Gewalten gegenüber mußten die Daker weichen, zumal sie Verstärkungen für die Legionen und die Artillerie heranrücken sahen. So endete der Kampf mit einem entschiedenen Siege der Römer. Viele Tote bedeckten das Schlachtfeld In großer Zahl wurden die Feinde abgeschnitten und gefangen genommen.

Das Relief lehrt uns bei dieser Gelegenheit die Beschaffenheit und Verwendung der römischen Feldartillerie. Die von zwei Maultieren gezogenen Geschütze sind seitwärts hinter der Schlachtreihe aufgefahren. Damit die Geschosse Raum haben, sind die Tiere zur Seite geführt. Dies war gewiß das Werk eines Augenblicks, da die Geschütze keine Deichsel hatten. Sie stellen einen auf zwei Rädern ruhenden Kasten dar, auf dem vorn zwischen zwei aufrecht stehenden Pflöcken ein bogenförmiges Holz angebracht ist, unterhalb dessen die Geschosse liegen, die von einem hinter dem Kasten stehenden Legionar mittelst einer Kurbel fortgeschnellt werden.

Zur Erinnerung an diese Siege über Daker und Sarmaten gründete Trajan die Stadt Nicopolis[1]) ad Haemum, das heutige Stari-

[1]) Ammianus Marcellinus 31, 5, 15 Nicopolis, quam indicium victoriae contra Dacos Traianus condidit. Jordanes, Getica XVIII quam (Nicopolim) devictis Sarmatis Traianus et fabricavit et appellavit Victoriae civitatem.

Nicup bei Tirnova. Selbstverständlich sollte in dieser Stadt hauptsächlich das Andenken an den letzten, von Trajan selbst erfochtenen Sieg fortleben. Nach dem im Altertum bestehenden Brauch wählte man für solche Siegesstädte den Platz, auf dem der Sieg erfochten war, oder die Stelle des Lagers, von dem der Sieger sich zur Schlacht begeben hatte. Deshalb muß die letzte Schlacht auf dem Boden von Nicopolis oder in der Nähe geschlagen sein. Der Künstler hat den Zusammenhang der Schlacht mit der Stadtgründung dadurch ausgedrückt, daß er das Schlachtenbild mit der nachfolgenden allocutio auf beiden Seiten mit je einem Bilde der neuen Stadt umgab, nach der die erste Gefangenengruppe den Blick richtet und in der nachher die Gefangenen erscheinen. Hier findet auch ein langer Zug von Männern, Frauen und Kindern Aufnahme. Petersen glaubt in ihnen die im Sommer d. J. 101 in die Gefangenschaft in römisches Gebiet fortgeführte Bevölkerung zu erkennen, besonders auch die Fürstin mit ihrem Kinde, eine vornehme, edle Erscheinung. Sie trägt, wie alle Dakerinnen, ein langärmeliges, bis auf die Füße reichendes, unten in enge Falten gelegtes Untergewand, darüber einen Überwurf. Das nach hinten gekämmte Haar ist mit einem Bande umwunden und hinten zusammengenommen.

Trajan begab sich darauf dorthin, wo er auf der Hinreise gelandet war, und fuhr die Donau hinauf zum Ausgangspunkte zurück.

Der Sommerfeldzug d. J. 102.

Mit Beginn des Sommers nahm Trajan die Offensive gegen die Daker wieder auf. Sein Kriegsplan ging dahin, von Osten her gegen Sarmizegetusa vorzurücken, um diese Hauptstadt, wenn nötig, durch einen Angriff von zwei Seiten unter Mitwirkung der im Westen zurückgelassenen Truppen zu nehmen. Darum beschloß er, in einem Heereszuge vorzugehen, und zwar von derselben Stelle aus, wo im Jahre vorher der östliche Flügel in unmittelbarer Nähe der steinernen Brücke über die Donau gegangen war.

Deutlich erkennen wir in XLVIII die Landschaft von III wieder, besonders auch die auf mösischer Seite gelegene Festung mit den drei Toren, aus deren dem Flusse am nächsten gelegenen die Truppen damals auszogen. Und doch zeigt nähere Betrachtung, daß hier umfangreiche Veränderungen seit dem vorigen Jahre vorgenommen sind. Zunächst ist unmittelbar am Fluß ein Brückentor erbaut und dieses mit der Burg durch eine Palisadenbefestigung verbunden. Auf der

linken Flußseite sind unmittelbar vom Ufer aus zwei lange Parallelmauern aus Quadersteinen gebaut. Sie ziehen sich durch ebenes Terrain und münden bei einem Bergkastell, zu dem ein Zickzackweg heraufführt. Noch ist dieses Werk nicht in allen seinen Teilen zum Abschluß gebracht. So ist die hintere der beiden Mauern noch nicht ganz fertig, auch fehlt ihr noch der Turm, der die vordere abschließt, und zwischen beiden vermissen wir ein Tor[1]) als Zugang zum Kastell. Soviel erkennen wir, daß es sich um ein größeres Verteidigungswerk zur Sicherung des Flußübergangs handelt, das im letzten Winter ausgeführt ist, aber infolge der kurzen Zeit noch nicht hat fertig gestellt werden können.[2]) Sicherlich werden die beiden Mauern mit dem Kastell nicht bloß dem Schutz der Schiffsbrücke, die in absehbarer Zeit überflüssig werden mußte, sondern auch der in nächster Nähe zu denkenden, im Bau befindlichen steinernen Brücke gedient haben, sodaß ein Angriff auf diese nicht erst beim Brückenkopf zurückgeschlagen werden brauchte. In der Tat sollte sich diese Anlage als notwendige und wirksame Schutzwehr erweisen. Denn wir wissen, daß zu Beginn des zweiten Krieges die Daker auf diese Mauern (XCV), die hier tatsächlich in der Nähe der fertigen Brücke (XCIX) erscheinen, einen Angriff unternahmen. Schon waren sie zwischen jene eingedrungen, als der in der Nähe weilende Trajan herbeieilte und sie glücklich zurückschlug (XCVII).

Nach ihrem Übergang wurden die Truppen — Fußvolk, Reiterei und Troß — von dem genannten Bergkastell[3]) aus von Trajan begrüßt, der sich dann an die Spitze des Zuges zum Einmarsch in Feindesland stellte.

---

[1]) Petersen hat erkannt, dass der auf der rechten Seite der Burg dargestellte Zickzackweg nur eine Grundrisszeichnung des auf der andern Seite wirklich dargestellten Weges ist. Der Grundriss aber bietet auch das Tor, das in der Ausführung fehlt, weil es wohl damals noch nicht vorhanden war.

[2]) Nach von Domaszewski (Philologus 65. S. 232) beginnen die Mauern bei Oescus, wo er die Schiffsbrücke annimmt, und gehen durch die Ebene bis an das Gebirge, das zwischen Drobetae und Dierna die Donau erreicht. Nach seiner Auffassung dienen sie nicht in erster Linie zur Sicherung der Brücke, sondern sollen die ganze Landstrecke nördlich von der Donau zwischen Oescus bis Dierna schützen. Doch konnten wir die Schiffsbrücke bei Oescus nicht ansetzen (S. 54). Wollte Trajan weite Strecken des römischen Gebietes auf diese Weise schützen, so hätte er wohl auf den natürlichen Schutz, den der Fluss bot, nicht verzichtet und die Befestigung nicht nördlich von der Donau, wo bei einem glücklichen Angriff der Feinde die ganze Besatzung verloren war, sondern südlich angelegt.

[3]) Nicht Bumbesti, wie Cichorius meint.

Die Daker versuchten noch durch eine Gesandtschaft von Comati den Kaiser umzustimmen, jedoch vergeblich (LII). Das darauf in derselben Weise wie zu Anfang des Zuges 101 stattfindende Reinigungsopfer (LIII) bezeichnete den eigentlichen Beginn des Krieges.

Da für einen Angriff auf Sarmizegetusa die über die Teregowaer Schlüssel führende Straße nicht in Betracht kam[1]), blieb Trajan nur zwischen zwei Straßen die Wahl, einer kürzeren durch das Schyltal und den Vulkanpaß und einer längeren über den Rotenturmpaß. Beide waren für Truppen schwierig, immerhin aber passierbar, selbst für Reiterei. Da Trajan gewiß vermeiden mußte, seine Kräfte durch einen unnötig langen Anmarsch unter mancherlei Schwierigkeiten zu schwächen, muß man es von vornherein für wahrscheinlicher halten, daß er den Vulkanpaß benutzt hat. Cichorius in seinem Kommentar hat nachzuweisen versucht, daß Trajan die längere Straße gezogen ist, und hat die einzelnen Ereignisse des Krieges, wie sie auf der Säule dargestellt sind, an ganz bestimmte Örtlichkeiten dieser Route geknüpft. Hiernach zog Trajan von Bumbesti im Schyltale direkt nach Osten und traf bei der Station Buridava (Rimnik) auf die von Oescus ausgehende, in das Alttal führende Römerstraße, die er dann weiter verfolgte. Diese verließ bei dem weiter nördlich gelegenen Castra Traiana den Fluß,

---

[1]) v. Domaszewski a. a. O. S. 334 ff. ist allerdings gerade für diese Strasse eingetreten. Er setzt B. LI = ad Mediam, LII = Praetorium, LVI = ad Pannonios, LVIII = Gaganis, LX = Masclunis. In LXI soll eine Vereinigung von Viminacium aus heranrückender Truppen mit dem Heere des Kaisers dargestellt sein, in LXII das Schlachtfeld von Tapae: im Tale das Heer und auf den Höhen den Gefallenen errichtete Grabkapellen, von den Römern bewacht. LXIV wird als Umgehung der Stellung der Daker im Eisernen Torpass durch die Numider, LXV als Befestigung des eroberten Passes erklärt. Auf eine Lokalisierung aller folgenden Kämpfe wird verzichtet. v. Domaszewski nimmt also an, dass die kriegerischen Operationen bei Tapae, wo sie im ersten Jahre zum Stillstand kamen, wieder aufgenommen wurden. Hierdurch gewinnt er eine an sich sehr einleuchtende Erklärung dafür, dass Xiphilinus an die Erwähnung der Schlacht bei Tapae mit Übergehung aller zum Teil bedeutsamen, dazwischen liegenden Ereignisse die Geschehnisse des zweiten Winters unmittelbar anschliesst. Aber was soll für die Annahme sprechen, dass in LXII das Schlachtfeld von Tapae dargestellt ist? Nur die auf den Höhen stehenden Rundbauten, die v. D. für Grabkapellen hält, die Trajan den Gefallenen errichtet habe, während doch Dio nur von einem Altar zu erzählen weiss. Diesen haben wir uns aber auf dem Schlachtfelde selbst, d. h. in der Ebene zu denken. Wer wird in dem Terrain von LXII irgend eine Ähnlichkeit mit dem von XXIV finden? Die Auffassung des einen Bildes ist aber für v. D. bestimmend für die Erklärung der folgenden und vorhergehenden, die noch weniger charakteristische Merkmale dessen, was er in ihnen zu erkennen glaubt, zeigen.

um den Gebirgsstock des Kozia im Osten zu umgehen und, bei Tilești sich teilend, bei Praetorium (Capaceni) und Pons Vetus (Chineni) zum Alt zurückzukehren. Bei Caput Stenarum folgte sie weiter dem Lauf des Cibin, ging bei Cedoniae (Hermanstadt) nordwestlich auf das Marostal zu, das sie bei Apulum erreichte und bis zur Mündung des Strelltales verfolgte, welches schließlich auf Sarmizegetusa zu führte.

Cichorius stützt sich im wesentlichen auf zwei charakteristische Bilder, für die er die Örtlichkeit genau bestimmen zu können glaubt, nämlich LVII, wo Trajan über zwei durch Land getrennte Brücken reitet, was Cichorius auf einen Übergang vom linken Ufer des Alt auf das rechte unter Benutzung einer Flußinsel bei Robesti bezieht (photographische Ansicht S. 267 des Kommentars), und das in LXXIV dargestellte Felsbassin, das ihm mit dem des jetzigen Kis Kalan, dem römischen Aquae im Strelltale (photogr. Ansicht S. 349) identisch zu sein scheint. Jedoch gehören LXXIV—LXXVI inhaltlich so eng zusammen, daß sie auch örtlich unmöglich zu trennen, also bei Sarmizegetusa anzusetzen sind (Petersen S. 80 ff). Das einzige Bild LVIII wird aber nicht genügen, um danach den ganzen Weg, den Trajan gezogen ist, zu bestimmen, zumal die gegebene Deutung nicht zwingend ist. Im einzelnen spricht sogar so viel gegen die örtlichen Bestimmungen der einzelnen Kriegsereignisse, daß der Versuch, diese Straße als die von Trajan benutzte nachzuweisen, als nicht gelungen bezeichnet werden muß. Dieses negative Ergebnis, wie es Petersen ausführlich dargetan hat, ist deshalb von so großer Bedeutung, weil damit nach dem oben Gesagten eigentlich schon der Beweis erbracht ist, daß Trajan den Weg über den Vulkanpaß gezogen ist. Ob es jemals gelingen wird, auch für die einzelnen Ereignisse des Krieges die auf der Säule dargestellte Landschaft zu bestimmen, was natürlich nur auf Grund eines Vergleiches mit der Natur des Landes geschehen könnte, muß dahingestellt bleiben. Einstweilen können wir nur für die letzte Schlacht die Örtlichkeit ungefähr bestimmen und müssen uns im übrigen darauf beschränken, den Gang des Ereignisses selbst nach dem Relief mit Hinzuziehung der bei den Schriftstellern erhaltenen Angaben festzustellen, was ja auch wichtiger ist.

Trajan rückte auf der Gebirgsstraße vor, ohne zunächst Widerstand zu finden. Die Ortschaften der geflüchteten Bevölkerung gingen gewöhnlich in Flammen auf (LVII, LIX). Die Daker beobachteten ihn zwar, hielten ihn aber nicht auf, sondern zogen sich zurück (LIX[1]).

---

[1]) Nach Cichorius über den Perisaner Paß.

Jedes neue Kastell, das sie wie im Jahre vorher auf ihren Bergen entstehen sahen (Plin. epist. VIII, 4 insessa castris montium abrupta), mahnte sie, daß sie einem übermächtigen Gegner gegenüberständen, der es auf ihre Freiheit abgesehen habe. Darum suchten sie das Schlimmste durch eine Gesandtschaft abzuwenden. Und zwar schickten sie nicht, wie vorher, Comati sondern Pileati. Diese legten vor dem Kaiser die Waffen nieder, warfen sich zur Erde und baten ihn um eine persönliche Unterredung mit Decebalus, der allen Befehlen nachkommen werde; wenn er sich dazu nicht entschließen könne, solle er wenigstens einen Vertreter schicken. Trajan lehnte die Zusammenkunft ab, entsandte aber den bei ihm hochangesehenen Licinius Sura und den praefectus praetorio Claudius Livianus ins feindliche Lager. Doch wurde kein Ergebnis erzielt. Diese Erzählung, die auf Dio 68,9 zurückgeht, wird durch die Säule bestätigt, wo in B. LXI der Empfang eines Pileatus in der beschriebenen Weise stattfindet. Nach Dio wurde die Gesandtschaft *πρὸ τῆς ἥσσης* abgeschickt; auch dieses Bild hat seinen Platz vor der Hauptschlacht. Auch auf der Säule sind alle vorher abgeschickten Gesandten Comati. Also bezeichnen der schriftliche Bericht und die künstlerische Darstellung sicher den gleichen Vorgang. Aus der Entsendung von Pileati geht aber hervor, daß es Decebalus mehr denn je um eine friedliche Lösung zu tun war.

Die Römer rückten weiter vor und stießen dabei nach Dio auf *ὄρη ἐντετειχισμένα*, d. h. auf Berge mit eingebauten Bollwerken. Wir erwarten hiernach wohl ähnliche Befestigungen wie in B. XXV. In LXII sehen wir in Gebirgssenkungen eine Kette runder Türme aus Quadersteinen mit abfallendem Bretterdach, das jedesmal mit einem Klappfenster versehen ist. Von einem festen Lager aus scheinen Legionssoldaten in einzelnen Abteilungen gegen diese Türme vorzurücken. Nach der ganzen Situation möchte man zu der Annahme geneigt sein, daß durch sie Befestigungen angedeutet werden sollen, und so wieder in dem Bilde eine Darstellung des von Dio erwähnten Vorganges erkennen. Ob diese Auffassung jedoch richtig ist, ist deshalb sehr zweifelhaft, weil Türme dieser Art dem Zwecke der Verteidigung nicht genügen zu können scheinen und von dem Feinde hier auch nichts zu sehen ist. Pollen vermutete Grabkapellen, eine Erklärung, die v. Domaszewski wiederaufgenommen hat, Petersen Schatzhäuser.

Die Römer eroberten die Bergfesten und erbeuteten viele Waffen und Kriegswerkzeuge; auch fanden sie den Legionsadler, der unter Domitian mit dem Heere des Fuscus verloren gegangen war, so wie

i. J. 15 Stertinius inter caedem et praedam den unter Varus verloren gegangenen Adler der 21. Legion gefunden hatte (Tac. Ann. I,60).

Die jetzt folgenden offenen Schlachten wurden eingeleitet durch einen Kampf mit einer Abteilung maurischer Reiter (LXIV), die unter Führung des Lusius Quietus freiwillig unter die Fahnen Trajans getreten waren, wie durch Dio 68, 32 bekannt ist: *Κυῆτος Λούσιος Μαῦρος . . . . . τοῦ Δακικοῦ πολέμου ἐνστάντος καὶ τοῦ Τραιανοῦ τῆς τῶν Μαύρων συμμαχίας δεηθέντος ἦλθέ τε πρὸς αὐτὸν αὐτεπάγγελτος καὶ μεγάλα ἔργα ἀπεδείξατο.* Über den Kampf selbst berichtet Dio 68, 8: *Λούσιος ἑτέρωθι προςβαλὼν καὶ ἐφόνευσε πολλοὺς καὶ ἐζώγρησε πλείονας.* Das unbestimmte und unklare *ἑτέρωθι* nötigt an sich nicht, die Operationen des Lusius Quietus vollständig von den des übrigen Heeres zu trennen, wie es Cichorius getan hat, der ihn durch den Vulkanpaß ziehen läßt, während er das Hauptheer um diese Zeit noch im Alttale befindlich annimmt. Nach der Säule werden die Mauren während des Kampfes von Trajan von einer Höhe aus beobachtet (LXIII), folglich ist ihr Vorgehen örtlich nicht ganz zu trennen. Es scheint sich um einen Umgehungsversuch gehandelt zu haben.

Interesse erregt die Erscheinung der maurischen Reiter, großer und kräftiger Gestalten mit merkwürdiger Haartracht. Sie haben das Haupthaar künstlich zu langen Locken gedreht, eine an die andere gereiht. Der Bart, wo er sich zeigt, ist ebenso behandelt. Die Beine und Füße sind völlig nackt, der Oberkörper ist nur mit einem ärmellosen kurzen Gewande bedeckt, das an der rechten Schulter zusammengenommen und in der Taille gegürtet ist. Mit der Linken führen sie einen kleinen Rundschild, mit der Rechten einen Wurfspeer. So sitzen sie auf kleinen, langgeschweiften Pferden ohne Sattel und ohne Zügel, an dessen Stelle ein um den Hals gelegter Gurt getreten ist. Diese Darstellung entspricht fast genau der Beschreibung der Mauren bei Strabo XVIII, 828: *καλλωπίζονται δ᾽ὅμως κόμης ἐμπλοκῇ καὶ πώγωνι . . . μάχονται δ᾽ἱππόται τὸ πλέον ἀπὸ ἄκοντος, σχοινοχαλίνοις χρώμενοι τοῖς ἵπποις καὶ γυμνοῖς. ἔχουσι δὲ καὶ μαχαίρας . . . μικροῖς ἵπποις χρώμενοι, ὀξέσι δὲ καὶ εὐπειθέσιν ὥστ᾽ ἀπὸ ῥαβδίου οἰακίζεσθαι . . . πέλτῃ μικρᾷ βυρσίνῃ, πλατύλογχα μικρά.*

Nach der Drachenfahne zu urteilen, war es eine größere Abteilung, die ihnen gegenüberstand. Nach kurzem Gefecht gaben die Daker die Sache auf, viele von ihnen wurden getötet oder gefangen genommen, doch scheint der Rückzug geordnet vor sich gegangen zu sein. Ingrimm und Verzweiflung spricht aus den Gesichtszügen der aus dem Kampfe Zurückkehrenden. Sahen doch nach dieser Probe viele

voraus, daß sie auch in offener Schlacht nicht ihren Mann würden stehen können und das Schicksal entschieden sei.

Bald sollte der Hauptzusammenstoß [1]) (LXVI) erfolgen. Wie im Jahre vorher die Daker bei der Annäherung Trajans aus den Festungswerken, durch die sie das Bisztratal gesperrt hatten, zur Schlacht herausgekommen waren, so zogen sie auch jetzt den Römern von ihren Festungen aus entgegen, die sie auf der Höhe im Gebirge erbaut hatten. Das Relief stellt zwei Festungen dar, einen den Römern näher gelegenen kleinen Bau mit Palisadenbefestigung (LXVII) und einen weiter entfernten stattlichen von größerer Ausdehnung (LXVII). Die kunstvollen, aus Säulen mit darüber liegendem Gebälk gebildeten Tore lassen auch in diesem Bau eine Arbeit römischer Meister vermuten. Es muß ein besonders wichtiges Bollwerk gewesen sein. Von den Befestigungen begaben sie sich hinab und besetzten einen Wald, um von hier aus gegen die in der Nähe befindlichen Römer hervorzubrechen. Ihre Aussichten schienen nicht ungünstig zu sein. Denn abgesehen davon, daß sie an dem Walde einen starken Rückhalt hatten, senkte sich auch das Gelände in der Richtung nach den Römern.

Diese hatten wohl einen Angriff erwartet, vor ihrem festen Lager hatten sie nach dem Feind zu Schanzwerke in Gestalt kreuzweise übereinandergeschichteter Balken herzustellen angefangen, an denen sie noch während des Kampfes arbeiteten, wie Caes. bell. Gall. III, 29 schreibt: Caesar silvas caedere instituit et . . . omnem eam materiam, quae erat caesa, conversam ad hostem collocat. Die Römer waren also concaedibus muniti (Tac. ann. I, 50).

Trajan selbst leitete wieder die Schlacht, von seinem Stabe umgeben. Auf die Reiterei verzichtete er dieses Mal, weil ihre Verwendung im Walde, bis in den weit hinein der Kampf sich erstreckte, Schwierigkeiten gemacht hätte. Die Auxiliartruppen, unterstützt von der Artillerie, die teils auf den Mauern des Kastells teils in den Verschanzungen Stellung genommen hatte, schlugen die Schlacht. Legiones pro vallo stetere, ingens victoriae decus citra Romanum sanguinem bellanti et auxilium, si pellerentur (Tac. Agr. 35). Offenbar haben sie nicht nötig gehabt einzugreifen, wie in der Hauptschlacht des Winters.

Unter den Auxiliaren bestand der bei weitem größere Teil aus Irregulären. In den vorderen Reihen sehen wir die oben beschriebenen

[1]) Nach Cichorius am Zusammenfluß des Alt und Cibin.

Keulenträger mit nacktem Oberkörper, in den hinteren Schleuderer und Bogenschützen. Letztere tragen dieselben Schuppenpanzer und dieselbe Kopfbedeckung wie die sarmatischen Rhoxolanen in B. XXXI und XXXVII. Da diese aber Feinde der Römer waren, außerdem stets beritten auftreten, wird an einen anderen sarmatischen Stamm zu denken sein. Die beiden Schleuderer haben nur den Oberkörper bekleidet, und zwar mit einer kurzärmeligen, gegürteten Tunika. Das sagum, das sie darüber tragen, dient zur Aufnahme der Geschosse, die der eine vermittelst einer Schleuder wirft (funditor), der andere mit freier Hand schwingt (librator). Der Riemen, der sich bei sonst unbedecktem Haupt von den Schläfen zum Kinn herunterzieht, macht sie (nach Cichonies S. 311) als Balearen kenntlich. Diese waren nach Diodor V, 18 mit drei Schleudern versehen: eine trugen sie um den Kopf, eine zweite um den Leib, eine dritte in der Hand.

Die hier verwendeten Feld- und Festungsgeschütze sind ähnlich gebaut wie die oben beschriebenen. Die Art der Bespannung ist die gleiche.

Die Daker, unter denen wir auf der Säule wieder besonders viele Pileati bemerken, wurden zurückgeschlagen. Eine größere Abteilung machte noch den Versuch, unter Benutzung eines Seitentales den linken Flügel der Römer zu umgehen, doch ohne Erfolg[1]. Es war ein voller Sieg, den die römischen Waffen erfochten. Noch während des Kampfes gaben einige Häuptlinge die Sache ihres Volkes auf und gingen zu den Römern über.

Wie nach dem Kampfe bei Tapae zogen sich die Daker auch nach dieser Schlacht, die wir als die Hauptschlacht dieses Jahres anzusehen haben, in die Festungen zurück, von denen sie ausgegangen waren. Aber während damals die Römer keinen Eroberungsversuch gemacht hatten, gingen sie jetzt zu ihrem Sturme vor. Damit begann der letzte Akt des Krieges, der zugleich zur Katastrophe führte.

Nach dem Kampfe rückten zunächst die siegreichen Auxiliare gegen die kleine Festung vor. Vor den Toren kam es zu einem Gefecht (LXX) gegen die entweder noch auf dem Rückzuge befindlichen oder ausfallenden Daker. Dieselben barbarischen Keulenschwinger und Schleuderer, die in der Hauptschlacht unser Interesse fesselten,

---

[1]) Cichorius (S. 313) trennt diese Gruppe vollständig von dem eigentlichen Schlachtenbilde und meint, sie eile aus dem Marostale dem Kampfplatze zu, treffe aber nicht mehr zur rechten Zeit ein. Schon daß das auf der Höhe stehende Geschütz offenbar von Leuten dieser Truppe bedient wird, beweist, daß sie zu dem Schlachtenbilde gehört.

sehen wir hier im Sturmschritt vordringen. Die hintere Linie nimmt eine Gruppe Bogenschützen ein, die durch ihre merkwürdige Tracht als Orientalen (Palmyrener nach Cichorius) gekennzeichnet sind. Ein weites bis auf die Füße reichendes Gewand hüllt den Krieger ein, darüber ist ein gefranster Koller gezogen. Der Kopf ist mit einem kegelförmigen Helm, der einen Nackenschutz hat, bedeckt. Der Rücken trägt den Köcher.

Die Daker wurden unter sehr starken Verlusten in die Festung zurückgetrieben und diese dann erobert.

Gegen die Hauptfestung zogen die Legionen (LXXI). Nach einem für die Daker verlustreichem Kampfe vor den Toren schritten sie gegen die von zinnengekrönten Mauern Geschosse schleudernden Feinde, eine testudo bildend, wobei die erste Reihe, im Bilde nicht sichtbar, die Schilde dicht geschlossen vor sich hielt, die folgenden über dem Kopfe, die rechts und links an der Seite stehenden seitwärts. Trajan scheint bei diesem Sturm, der mit dem Fall der Festung endete, nicht zugegen gewesen sein.

Nach Dio 68, 9 fällt zwischen die Besetzung der ὄρη τετειχισμένα und den Friedensschluß die Gefangennehmung einer Schwester des Decebalus und die Eroberung einer starken Festung (χωρίον τι ἰσχυρόν), und zwar erfolgte beides durch Maximus Laberius, den Statthalter von Niedermösien, den wir im ersten Kriegsjahre das östliche Heer führen sahen. In Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm für das Jahr 103 die Ehre zu teil, das Konsulat zusammen mit Trajan zu bekleiden. Bei der Bedeutung, die das Relief der Festung beilegt, darf man annehmen, daß dies die von Maximus Laberius eroberte ist. Cichorius vermutet in ihr die bei dem heutigen Grediste nachgewiesene noch jetzt in Trümmern vorhandene Festung, die in der römischen Kaiserzeit zerstört wurde. Die hier in großer Zahl gefundenen Münzen stammen zum Teil noch aus der Zeit Trajans, doch geht keine über das Jahr 102 hinaus. Auch wenn man den Schauplatz des zweiten Kriegsjahres anders bestimmt, als Cichorius es tut, ist die Möglichkeit, daß die bei Grediste gelegene Festung damals zerstört wurde, nicht von der Hand zu weisen.

Noch einen letzten verzweifelten Kampf versuchten die Daker (LXXII). Er muß unweit Sarmizegetusa stattgefunden haben [1]), da die

[1]) Cichorius legt ihn an den Eingang des Strelltales und läßt die Daker durch dieses auf Sarmizegetusa zu fliehen.

nachfolgenden Ereignisse, die das Ende des Krieges bezeichnen, sich an den Toren der Stadt abspielen.

Das Gefecht stand wohl längere Zeit, da die Auxiliare den hier mit besonderer Wut andringenden Feinden nicht sogleich erfolgreichen Widerstand leisten konnten. Deshalb gab Trajan einer Abteilung der auch hier im Hintergrunde stehenden Legionen Befehl zum Vorgehen. Aber auch diese wich zum Teil zurück. Schließlich trug die Tapferkeit der Auxiliare doch den Sieg davon. Viele Feinde erschlugen sie und bahnten sich über Leichenhügel den Weg. Nicht einmal Verwundete schonte man, auch hier bildeten die Köpfe der Erschlagenen die Siegeszeichen. Die Daker flohen auf Sarmizegetusa zu, nicht geordnet, sondern in Eile und höchster Erregung.

Decebalus blieb nur übrig, eine Belagerung seiner Hauptstadt auf sich zu nehmen oder sich zu unterwerfen. Im ersteren Falle war der Ausgang nicht fraglich. Die seit d. J. 101 im Westen des Eisernen Torpasses stehende Armee wäre zur Mitwirkung herangezogen, den Ansturm beider Heere hätte die Festung nicht aushalten können. In dieser Erkenntnis entschloß sich Decebalus zur Unterwerfung, jedoch mit dem Hintergedanken, die einzugehenden Bedingungen nicht zu halten, sondern auf diese Weise nur Zeit zu gewinnen, um sich für einen neuen Kampf zu erholen.

Der Friede.

Die Friedensbedingungen sind uns in dem Auszuge Dios überliefert (68,9). Sie lauteten:

1. Die Waffen, die Kriegsmaschinen und die (römischen) Maschinenbauer sollten ausgeliefert werden;
2. auch die Überläufer;
3. die Festungen sollten niedergerissen werden (*τὰ ἐρύματα καθελεῖν*);
4. das eroberte Land sollte geräumt werden (*τῆς χώρας τῆς ἑαλωκυίας ἀποστῆναι*);
5. Freund und Feind sollten die Daker mit den Römern gemeinsam haben (*τοὺς αὐτοὺς ἐχθροὺς καὶ φίλους τοῖς Ῥωμαίοις νομίζειν*) und
6. keine Römer aufnehmen und keine Angehörigen des römischen Reiches im Heeresdienst verwenden (*μήτε αὐτῶν ὅλως τινὰ ὑποδέχεσθαι μήτε στρατιώτῃ τινὶ ἐκ τῆς τῶν Ῥωμαίων ἀρχῆς χρῆσθαι*).

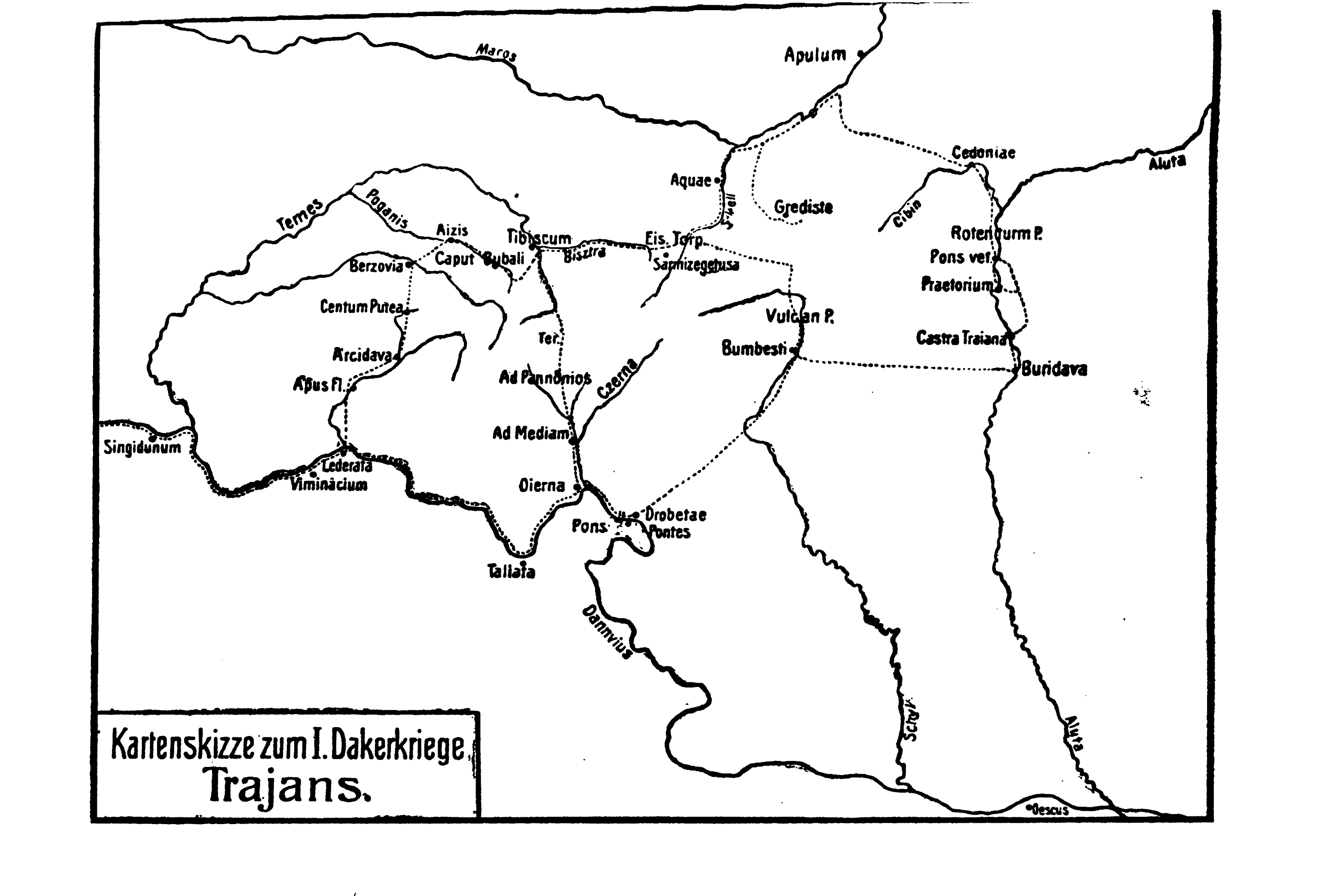
Die Worte τῆς χώρας τῆς ἑαλωκυίας beziehen die meisten Ausleger auf von den Römern erobertes Dakerland und meinen, die Daker hätten schon jetzt das ganze im Kriege besetzte Land von der Donau bis zum Alt und Maros mit der Hauptstadt Sarmizegetusa an die Römer abgetreten. Aber die Art, wie Dio sich über das den eingegangenen Bedingungen widersprechende Verhalten der Daker nach dem Frieden äußert, spricht nicht für diese Auffassung. Warum sollten sie auch Festungen (vor allem Sarmizegetusa nach B. LXXVI) schleifen, die ihnen fortan nicht mehr gehören sollten? Die Worte τῆς χώρας ἑαλωκυίας werden vielmehr auf Gebiete zu beziehen sein, die die Daker vor dem Kriege einem andern Volke, wahrscheinlich den Jazygen, entrissen hatten. Anstatt diesen das Land herauszugeben, nahm Decebalus ihnen sogar ein Stück weg: τῶν Ἰαζυγίων καὶ χώραν τινὰ ἀπετέμετο (Dio 68, 10) [1].

Nur der Not gehorchend nahm Decebalus die harten Bedingungen an, die ihn seiner souveränen Gewalt beraubten und sein Reich zu einem Vasallenstaat erniedrigten. Er erschien vor Trajan und warf sich vor ihm zu Boden. Trajan veranlaßte ihn, Gesandte nach Rom an den Senat zu schicken, um den Frieden bestätigen zu lassen, was denn auch geschah.

Betrachten wir jetzt die Unterwerfungsszene auf dem Relief (LXXV.) Sie nimmt ihrer Bedeutung entsprechend einen breiten Raum ein und ist auf beiden Seiten von je einem kleinen Bilde (LXXIV und LXXVI) stimmungsvoll umschlossen. Im Hintergrunde sehen wir eine Senkung zwischen zwei Bergketten, den Eisernen Torpaß, rechts Sarmizegetusa, links das zinnenbewehrte römische Lager. Vor diesem sitzt feierlich auf einem Tribunal Trajan, hinter ihm und ihm zur Seite Offiziere, signa und Truppen in Parade aufgestellt. Aus den Toren von Sarmizegetusa ist ein langer Zug dakischer Pileaten und Komaten gekommen; sie haben ihre Schilde niedergelegt und flehen teils am Boden liegend teils aufrecht stehend mit ausgestreckten Armen (einige gefesselt) Trajan um Gnade an. Den Abschluß bildet, auf einer Erhöhung stehend, in würdiger Haltung Decebalus selbst. Unmittelbar hinter seinem Rücken führen zwei nicht zu dieser Gruppe gehörende Daker, mit den Köpfen über der Mauer von Sarmizegetusa hervorragend, eine geheime Unterhaltung. Was sie sich zuflüstern und welchen bedeutsamen Gedanken der Künstler durch sie in die ganze

---

[1]) Hierauf hat hingewiesen Petersen a. a. O. II S. 3. Vgl. Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit I², 552.



Kartenskizze zum I. Dakerkriege Trajans.

Szene hineingelegt hat, erkennen wir aus Dio 68, 9: Decebalus sei auf alle Bedingungen bereitwilligst eingegangen, *οὐχ ὅτι καὶ ἐμμενεῖν αὐτοῖς ἔμελλεν, ἀλλ' ἵνα ἐκ τῶν παρόντων ἀναπνεύσῃ.* Der ganze Akt wird als eine Scheinunterwerfung hingestellt.

Das darauf folgende kleine Bild LXXVI stellt die Ausführung der Vertragsbestimmungen dar, die Niederreißung der Mauern von Sarmizegetusa und die Räumung der eroberten Gebiete. Männer, Frauen und Kinder wandern ihre Herden mitnehmend aus. Im Gegensatz zu diesem schmerzlichen Scheiden steht auf der andern Seite (LXXIV) der Aufbruch der römischen Krieger, die mit ihren Gedanken schon in der Heimat weilend die Lagerzelte abbrechen und aus dem nahen Quell einen labenden Trunk auf die Reise mitnehmen.

Aber nicht alle Truppen traten schon jetzt den Rückmarsch an. Wohl um die Durchführung der Vertragsbestimmungen zu sichern, ließ Trajan in Sarmizegetusa und in anderen Orten Besatzungen zurück: *στρατόπεδον ἐν Ζαρμιζεγετούσῃ καταλιπὼν τήν τε ἄλλην χώραν φρουραῖς διαλαβών* (Dio 68, 9). So mag denn wohl LXXVII den Abschied des zur Reise gerüsteten Kaisers von den zurückbleibenden Kriegern darstellen.

Nach Rom zurückgekehrt, feierte er einen glänzenden Triumph über die Daker und Sarmaten und erhielt den Ehrennamen Dacicus. Auf der Säule verkündet die Siegesgöttin seinen Ruhm der Nachwelt, indem sie seine Taten mit dem Griffel aufzeichnet.

P. Schwartz.

Zwei Generationen Bülows.

Kulturbilder aus dem 17. Jahrhundert.

Wolfenbüttel	Lüneburg (Zelle)	Kalenberg (Hannover)			
	Die Linie stirbt 1648 aus.	Georg. † 1641.			
		Christian Ludwig, 1641—48 in Hannover, 1648—64 in Lüneburg.	Georg Wilhelm, 1648—64 in Hannover, dann in Lüneburg. † 1705.	Johann Friedrich, 1666—79 in Hannover.	Ernst August, 1679—98 in Hannover.
					Georg Ludwig, 1698—1705 in Hannover, dann auch in Lüneburg, wird 1714 als Georg I. König von England. † 1727.

I.

Paul Joachim von Bülow (1606—1669).

Präsident der Hannöverschen und Zellischen Landesregierung.

Benutzt sind: Das große Bülowsche Familienbuch, Pfeffingers Braunschweigische Geschichte II S. 269 ff., Zedlers Universal-Lexikon Bd. IV 1733 S. 1854–57. Im ganzen beruht das Kapitel auf Köcher, Geschichte von Hannover und Braunschweig 1648–1714. Bd. I (1648–68), Bd. II (1668–1674) (Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven Nr. 358). Joachim Hildebrands Leichenpredigt auf Paul Joachim von Bülow und verschiedene Trauergedichte. Celle 1669. (In einem Sammelbande des Hannöverschen Staatsarchivs L. P. 4° Nr. 9a–s). Lateinisches Trauergedicht auf den Tod seiner zweiten Gemahlin von P. J. Steding (L. P. Fol. 9a–ccc). Bei den Familien-Papieren Auszüge aus dem Testament.

Das Mittelalter war zu Ende, das mit seinem Katholizismus, seiner Gotik den Menschen von der Welt und sich selber ab- und zum Himmel hinaufziehen wollte und doch grelle Widersprüche zwischen Lehre und Leben nicht überwand. Der Mensch entlief der Schule und schauerte jünglingsselig auf in dem Gefühl des eigenen Wertes, der eigenen Kraft. In das Erwachen der Geister klang das antike, weltfrohe Heidentum der Renaissance mächtig wie Tubaton hinein, und was die Renaissance nicht aufweckte, das wurde durch Dr. Martin Luthers Predigt von der Freiheit eines Christenmenschen aufgerüttelt und in den Kampf geführt. Die Reformationszeit ist wie

ein großes Knospenspringen. Luthers seelische Macht sammelte die ganze Erregung vorerst auf den Kampf um die Religion des freien Mannesgewissens, doch die Entscheidung wurde allzulange hingezogen, der Streit entartete, der Glaubenseifer verhärtete sich zur Gehässigkeit und Borniertheit. Amsdorf stellte den Satz auf, gute Werke seien zur Seligkeit schädlich, die Flacianer schalten Melanchthon einen Ketzer und Fälscher der Augsburgischen Konfession, und er betitelte sie dafür abgöttische, sophistische Bluthunde. Als Melanchthon starb (1560), wurde sein Haus von Studenten der lutherischen Gegenpartei gestürmt und verwüstet.

Was Wunder, wenn sich die Menge von solchem Treiben abkehrte und der mühsam verhaltenen Lebenslust die Zügel schießen ließ. 1575 erscheint Fischarts Gargantua, die wüste Zeitkomödie mit der Trunkenlitanei, wo einem der lärmende Wirrwarr einer Zechstube betäubend ans Ohr schlägt; Trinklieder, Schelmenlieder, Sprüche, Geschrei, Erbrechen, Gelächter und Schnarchen. »Wolauff, vollauff, vollsauff, dollauff, frisch auff, friß auf mein Brüderlein, Es sey gleich gut Bier oder Wein.« 1591 wird in Heidelberg das erste große Faß aufgestellt, in Heidelberg, wo noch eben der Katechismus der Reformierten erschienen war. Schützenfeste werden jetzt die großen Tage der Städte, und in Fischarts glückhaftem Schiff (1576) ahnt man nicht, daß in den gepriesenen beiden Städten Zürich und Straßburg noch vor kurzem etwas wie die Reformation alle Köpfe beschäftigt hat. — Aber der Schützenprunk des Bürgertums verbleicht schon vor dem aufgehenden Glanz der Fürstenhöfe. Von dem Kaiser waren die Landesfürsten schon so gut wie frei; mit dem cuius regio eius religio des Augsburger Religionsfriedens bekamen sie die erste starke Waffe gegen ihre Untertanen in die Hand, und bald entwanden sie den Ständen ihre letzten Rechte. Die 600 Hofhaltungen Deutschlands wurden damit jede eine Sonne im Kleinen, um die das Heer der Sterne kreiste. Der Adel drängt sich in die Hofämter, der Bürger ist glücklich, wenn er es zum Hoflieferanten, Hofprediger, Hofdichter, Leibmedikus bringt. Bald macht der bürgerliche Zechbruder dem höfischen Kavalier Platz, der zwar auch noch zu raufen und zu zechen liebt, und wohl wie Schwein von Schweinichen einen Abend »in Gottes Namen mit guten Räuschen beschließt«, der aber doch schon conduite lernt, zu tanzen und zu reiten weiß.

Mit beiden Händen greift jetzt das genußfreudige Geschlecht nach dem Becher, den ihm die italienische Kunst der heidnischen Renaissance kredenzt. Die antikischen Linien und Gestalten feiern

ihre Triumphe. Aber schon werden die graden Linien dem ausgelassenen Geschlecht zu nüchtern; es zieht den einen Balken vor und schiebt den anderen zurück, daß Licht und Schatten stärker wirken, es treibt die Graden zu Bogen auf und stößt sie in der Mitte auseinander, es dreht die Säulen zu steinernen Pfropfenziehern herum. In den Marmorgestalten des bildenden Künstlers wird die Haltung immer bewegter und pathetischer, die Muskeln schwellen, und die Gewänder flattern. Mit Rubens tobt sich in der Malerei die entfesselte Sinnenlust aus; selbst den Christus der Kreuzabnahme kann er als prachtvoll üppige Jünglingsgestalt malen. In der Poesie bezeichnen Titel wie Grobianus und Flöhhatz den Ton, die Abenteuer florieren, und in Shakespeare rauschen alle Leidenschaften zu einem mächtigen Strom zusammen; wie wird da drauf los gelebt und drauf los gestorben! Wer die Fülle nicht hat, der täuscht sie vor und tut sich in seinen Versen mit griechisch-römischer Weisheit und welscher Höflichkeit groß. Sogar die Flöhhatz empfiehlt sich in einer lateinischen Präfatio. Bald kommt kein Hochzeitsgedicht, kein Leichenkarmen zustande, zu dem nicht alle Olympier aufgeboten wären, und Opitz weiß für die deutsche Poeterei (1624) nur den höchsten Lohn: daß die Poeten »inn königlichen und fürstlichen Zimmern platz finden, von grossen vnd verständigen Männern getragen, von schönen leuten (denn sie auch das Frawenzimmer zue lesen und offte in goldt zu binden pfleget) geliebet, in die bibliothecken einverleibet, offentlich verkauffet und von jedermann gerhümet werden.«

Über dies ganze bunte Treiben fuhr der dreißigjährige Krieg mit eisernem Besen her. Der Schwall verstummt, und auf ein Menschenalter drückt Sorge und Not alles nieder. Aber kaum verheilen die Wunden, da kehrt der Trubel toller zurück.

Durch unbedachte Erbteilungen war das Braunschweigische Haus um allen Einfluß gekommen und mußte im dreißigjährigen Kriege alle Drangsale über sich ergehen lassen. Einmal eröffneten sich Aussichten auf gesundere Verhältnisse; im Jahre 1635 gingen die Teilherrschaften auf drei zurück: Wolfenbüttel, Lüneburg (Hauptstadt Zelle) und Kalenberg (Hauptstadt Hannover), und der Hannöversche Herzog Georg brachte einen Militärtraktat der drei Häuser zustande. Allein schon 1641 raffte der Tod den rührigen Mann hinweg. Sofort stockte der Vorstoß, die Herzöge lieferten sich einzeln dem Kaiser aus, und beim Friedensschluß (1648) ging Braunschweig leer aus; keines der großen geistlichen Stifter, nicht einmal Hildesheim fiel ihm zu.

Im Jahre des Friedensschlusses starb auch der Lüneburger Herzog, und da er kinderlos war, fiel sein Land an die Hannöversche Linie. Der älteste Sohn Georgs, Christian Ludwig, hätte nun Lüneburg seinem Herzogtum einverleiben können, wenn ihm nicht ein älteres Hausgesetz im Wege gestanden hätte; dies befahl die Selbständigkeit der beiden Teile, und so mußte Georgs zweiter Sohn, Georg Wilhelm, Anspruch auf den einen Teil erheben. Die beiden Brüder einigten sich dahin, daß Christian Ludwig nach Lüneburg übersiedeln, Georg Wilhelm in Hannover einziehen sollte. Für die beiden jüngeren Brüder wurden Apanagen ausgesetzt, für Johann Friedrich am Lüneburger Hof, für Ernst August am Hannöverschen. Die einzige Schwester war an den König von Dänemark verheiratet.

Hannover hatte so innerhalb zehn Jahren seinen dritten Herrn, bis 1641 den Herzog Georg, bis 1648 seinen ältesten Sohn Christian Ludwig, und jetzt den zweiten Sohn Georg Wilhelm. Seinen dritten Herrn hatte auch Paul Joachim von Bülow. Er war von dem tapfern und klugen Herzog Georg »seiner guten Qualitäten und Vorsichtigkeit halber« zur Erziehung seiner beiden jüngsten Söhne Johann Friedrich und Ernst August berufen worden (2. Juli 1640). Der Nachfolger Christian August war aus anderm Holz als sein Vater, ein wilder und ungebärdiger Herr, der bei Tag und Nacht auf den Gassen rondierte, um Bürger zu prügeln und Fensterscheiben einzuschlagen, der seine Landstände tyrannisierte und durch seine Soldateska Kontribution über Kontribution erpressen ließ. Doch auch bei ihm blieb Bülow in Gunst; ihm wurde die Direktion der Kriegskanzlei und eine Stimme im Hofgericht (1642), später (1645) die Leitung des Kammerwesens übertragen. Nun folgte Georg Wilhelm, ein Kavalier, gutherzig und offen, aber leichtlebig durch und durch. Er trieb sich ewig in Italien, Holland, England, Frankreich, Spanien umher, auf Bällen und Maskeraden, bei Karten und Weibern, und abenteuerliches Volk drängte sich an seinen »fliegenden Hof«. Er ernannte Bülow zum Kammer-Präsidenten (1649) und schließlich zum Präsidenten der gesamten Landesregierung (29. Sept./9. Okt. 1661).

Bülow hatte schon ein bewegtes Leben hinter sich, als er in Hannover seine Bestimmung fand. Er war am 1. Dezember 1606 zu Scharfstorff in Mecklenburg geboren worden. Scharfstorff war schon von Urgroßvaters Zeiten her in der Familie, und die Bewirtschaftung des Gutes scheint die Zeit der Besitzer ausgefüllt zu haben. Seine Eltern — seine Mutter war eine geborene Gräfin Hahn-Hahn aus dem

Hause Basedow — ließen ihn bis zu seinem 13. Lebensjahre zu Hause informieren und brachten ihn dann, weil sie an ihm »ein herrliches und zu den Studiis sonderlich inclinirendes Ingenium, auch grosse Gaben des Gemühts und Verstandes vermerket,« nach Lüneburg in die Schule des St. Michaelisklosters (1619). Zwei Jahre blieb der Junker dort und legte »solche gute Fundamente in humanioribus, daß er mit nutzen ad altiora schreiten und auff Academien sich begeben können.« 1621 zog er auf die Universität Rostock und blieb drei Jahre, 1624 siedelte er nach Jena über, 1625 nach Tübingen, wo man grade durch Gründung einer besonderen adligen Abteilung der neuen Zeit Rechnung getragen hatte. Dem Besuch der Hochschulen folgte die Kavaliertour; »um seine vortrefflichen Gemühtsgaben desto mehr zu verherrlichen«, ging er 1626 mit seinem älteren Bruder auf die Reise nach Frankreich. Lyon und Bourges waren die ersten Stationen; dann aber trieb es die Reisenden in das Paris, das sich bald zur Hauptstadt Europas aufschwingen sollte. Man rühmte es schon als die hohe Schule der Lebenskunst, und der Junker Bülow hat »in Erlernung der Frantzösischen Sprache und excolirung adelmässiger Exercitien allen müglichen Fleiß angewendet.« Die Einübung auf die Pariser Parkets nahm ein jähes Ende, als 1627 auch Mecklenburg in den Strudel des dreißigjährigen Krieges hineingerissen wurde; ein Schreiben des Vaters rief den jungen Kavalier nach Hause. Am Ende des Jahres reiste dieser durch die vereinigten Niederlande der Heimat zu. Er fand sein Vaterland in den Händen Wallensteins, sein Herzoghaus des Thrones entsetzt. Ohne viel dynastische und konfessionelle Bedenken trat er in des Friedländers Dienst (Anfang 1629). Aber schon im folgenden Jahre mußte der Herzog Wallenstein vor dem Neid der Fürsten seinen Posten räumen, und damit wurde auch unser Junker los. Ihm war es recht; nun konnte er seine unterbrochene Bildungsfahrt wieder aufnehmen. Diesmal kamen der Wiener Hof und der Regensburger Kurfürstentag heran. Kaum war er zurückgekehrt, so erkrankte sein Vater und starb. Bei der Erbteilung fiel Paul Joachim das Stammgut Scharfstorff zu. Sieben schwere Jahre hat er sich abgemüht, das Gut bei der schlimmen Zeit in Flor zu erhalten, und nur in Mußestunden konnte er seine Studien fortsetzen. Als Hausfrau hatte er Ilse Dorothea von der Asseburg heimgeführt. Sie schenkte ihm drei Söhne und fünf Töchter. Davon haben den Vater längere Zeit nur zwei Töchter überlebt, die sich an Herren von Kornberg und von Münchhausen verheirateten. 1640 kam die Berufung nach Hannover. Ihren näheren Anlaß weiß man nicht.

Bülow war, so scheint es, ein formgerechter, stolzer Mann, der unverzagt durch die Mühsale der Zeiten ging und sich bei seinem Herrgott Trost und Stärkung holte. Als Student hat er den ganzen Inhalt des christlichen Glaubens aus Kennsprüchen der Bibel zusammengestellt, und als Minister hat er oft gesagt: In keiner Sache wollte ich ungerner einen Verstoß tun als bei Bestellungen der Pfarren; denn dies Werk gehet nicht zeitlich Hab und Hut, nicht Leib und Leben, sondern Seel und Seligkeit an.

Bülows wartete die große Aufgabe jedes deutschen Territorialstaates nach Schluß des furchtbaren Krieges: Wunden heilen, aufrichten. Mit dem Westfälischen Frieden war jeder Landesfürst in aller Form sein eigner Herr geworden, niemand sollte ihm gebieten, aber niemand auch wollte ihn beschützen. Ratlos stand er in seinem kleinen, zusammengewürfelten, erschöpften Land. So beginnt eine Zeit des Tastens und Probierens, wie man sich in der veränderten Welt einrichten und behaupten könnte, ein mühseliges Versuchen, oft gehemmt und oft vereitelt, charakteristisch für eine Zeit, wo Deutschland wieder von vorne anfangen mußte, mit Gehversuchen wie ein Kind.

Den Braunschweigischen Herzögen war ihr Weg vorgezeichnet: engere Vereinigung der Teilherrschaften und danach Anknüpfung mit den Nachbarn. So lautet auch das Programm einer Ministerkonferenz von 1651. Der ersten Aufgabe kam man mit dem Beschlusse nach, die drei Häuser durch einen Militärverband an einander zu schließen; zu dem andern Zweck wollte man bei Hessen-Kassel und der schwedischen Statthalterschaft für Bremen und Verden anklopfen. Aber vom Beschluß zur Tat ist dazumal immer ein weiter Weg. In den Militärverband sollte jeder Herzog nur mit 1000 Mann zu Fuß, 400 Reitern und 200 Dragonern eintreten, und trotzdem flaute die Stimmung gleich nach der Konferenz so merklich ab, daß man den Satz auslegte, die Völker brauchten nicht allezeit marschfertig zu sein, sondern sollten nur im Falle eines Krieges aufgebracht werden. An der Verhandlung mit den Nachbarn hatte Lüneburg schon alle Lust verloren und stellte anheim, sie aufzugeben. Das war den Hannöverschen doch zu triste; die leitenden Minister fuhren nach Zelle hinüber, und Bülow vornehmlich brachte die Zögernden wieder auf den Weg.

Am 1. Februar 1652 traten glücklich braunschweigische, schwedische und hessische Bevollmächtigte in Hildesheim zusammen. Hannover war durch Hofmarschall Fürschütz und Bülow vertreten. Die Braunschweiger einigten sich zunächst unter sich. Sie beschlossen

einen engeren Bund zwischen Braunschweig, Schweden und Hessen als Teil und Grundlage eines weiteren, der den ganzen niedersächsischen Kreis umfassen sollte. In den engeren Bund sollte noch Hildesheim hineingezogen werden, während Anerbietungen des Brandenburgers allgemeinem Mißtrauen begegneten; Bülow besonders versprach sich von dem Kurfürsten »kein fundamentum, keine Beständigkeit, keine vires«. So unter einander gesichert, legten sie ihre Pläne den Schweden und Hessen vor. Schon am 14. Februar war man handelseins: Die drei Traktanten verbanden sich zu einem Defensionsvertrag, der die Aufstellung von 2000 Mann z. R. und 4000 z. F. in Aussicht nahm, und versprachen, gemeinsam die militärische Organisation des niedersächsischen Kreises zu betreiben. Auch das wurde gebilligt, Hildesheim in den engeren Bund einzuladen, nur fügte man auf den Wunsch der Hessen, um den Katholischen »keine ombrage« zu geben, auch Münster und Paderborn hinzu. Hildesheim und Münster reservierten sich, Paderborn trat auf einer Tagfahrt zu Hameln, wo Bülow wieder zugegen war, dem Bunde bei.

Nun ging man daran, dem Bunde den Rahmen zu geben, den niedersächsischen Kreis zu organisieren. Auf den 9. Oktober 1652 wurden die Kreisstände nach Lüneburg eingeladen. Es gehörten dazu Schweden für Bremen, Dänemark für Holstein, Brandenburg für Halberstadt und Magdeburg, Köln für Hildesheim, und die Reichsstädte Lübeck, Goslar, Mühlhausen und Nordhausen; ganz im Kreise lagen nur Braunschweig und Mecklenburg. Davon lehnte Mecklenburg von vorn herein ab, und die Brandenburger Gesandten reisten mit Protest zurück, als man den gehaßten Schweden Sitz und Stimme einräumte. Die übrigen verständigten sich zunächst über die Organisation der Kreisbehörden. Magdeburg und Schweden sollten abwechselnd das Direktorium führen, das Kondirektorium stand Braunschweig zu, Kreisoberster wurde der Lüneburger Herzog. Allgemeinen Widerspruch rief die Organisation einer Kreisarmee hervor, aber Magdeburg, Schweden und Braunschweig erklärten sie über den Kopf der Dissentierenden hinweg für angenommen und setzten die Truppenstärke auf 3000 Mann z. F. und 1500 z. R. fest. Die notwendige Folge war, daß auch eine Kreiskasse und ein Kreiseinnehmer bestellt wurde. Dann wurde die Stellung zu Kaiser und Reich beraten; jede Einmischung des Kaisers in die Kreistage wurde für eine Verletzung der ständischen Privilegien erklärt, Mehrheitsbeschlüsse des Reichstages in Steuersachen als unverbindlich abgelehnt, gegen die Bevorzugung des Kurfürstenstandes protestiert. Endlich kam auch die Religionsfrage zur Sprache,

und heftig wurde gegen die »himmelschreienden Excesse« der Katholischen remonstriert. So ging man auseinander.

Worte waren nicht gespart worden, aber gerade das einzige Reelle, die Errichtung einer Kreisarmee und Kreiskasse, war nur mit gewaltsamen Mitteln erreicht wordcn und blieb in der Ausführung stecken; Braunschweig selber wollte die andern vorangehen lassen. Dafür mußte der fadenscheinigen Einigkeit noch ein saures Opfer gebracht werden: Schweden umstellte die freie Reichsstadt Bremen, und um den mächtigen Freund nicht zu verletzen, schwieg der Kreis stille dazu. Für Braunschweig besonders war es ein bitterer Trunk, wenn seine Weserpforte von einer fremden Macht verriegelt wurde.

Die Braunschweiger schluckten den Trunk herunter, aber man kann sich ihre Entrüstung denken, als sie erfuhren, daß ihre Aufopferung den Zweck verfehlt hatte. Der Reichstag war in Regensburg zusammengetreten, und statt daß Braunschweig und Schweden vereint gegen die kaiserlichen Ansprüche aufgestanden wären, verbreitete sich das dunkle Gerücht, Schweden konspiriere mit dem Kaiser. Und bald kam das saubere Spiel zu Tage: Schweden hatte dem Kaiser freie Hand gelassen, und der Kaiser gab dafür Bremen preis. Übermütig ging nun der Kaiser mit alten Gelüsten ins Zeug: Beherrschung der Fürstenpartei durch Einschub österreichisch gesinnter Herren, Verbindlichkeit der Mehrheitsbeschlüsse in Reichssteuersachen, Übergewicht der katholischen Stimmen auf den Reichsdeputationstagen. Die niedersächsischen Kreisstände wehrten sich auf eigene Faust, so gut es ging, aber sie hätten an ihrem Widerstand verzweifeln müssen, wenn nicht im letzten Augenblick ein Bundesgenosse an ihre Seite getreten wäre. Das war der vielgeschmähte Kurfürst von Brandenburg, beraten durch seinen Grafen Waldeck. Graf Waldecks Ziel war eine Union, ja ein »einiges Imperium« unter brandenburgischer Führung, und hier tat er den ersten Schritt seinem Ziel entgegen. Es gelang, die Verbindlichkeit der Mehrheitsbeschlüsse zu hintertreiben; in der Paritätsfrage kam ein Kompromiß zustande, wonach den drei evangelischen Kurfürsten ein viertes, reihumgehendes Votum zugelegt, im Fürstenrat aber die Mitgliederzahl auf beiden Seiten gleich gemacht wurde; dagegen hatte der Kaiser die Genugtuung, seine neu kreierten Fürsten glücklich durchzubringen.

In Braunschweig war die Stimmung gleich verändert. Zu dem ungetreuen Schweden hatte sich schon im August 1653 eine Deputation, aus Hannover Bülow, auf den Weg gemacht und sehr deutlich angefragt, »was es für eine Bewandnis mit diesem bremischen Wesen

habe, und aus was Ursachen diese allerseits Verschanz- und Verfassung der Weser angesehen und vorgenommen werde«. Die schwedische Regierung hatte höchst befremdet getan, daß ihr Werk »ungleiche Gedanken« erwecken könne; es gelte nur, den Ungehorsam der Stadt zu brechen. Die Deputierten aber kamen mit einer Ahnung heim, daß die Schweden »die Kommerzien ganz auf ihre Herzogtümer derivieren« wollten. Noch im Dezember luden sie sich die Brandenburger zu vertrauten Besprechungen ein und räumten in der Konferenz — auch Bülow nahm daran teil — alle Mißverständnisse aus dem Wege. In dem weiteren Verkehr kam man dahin, Brandenburgs Zutritt zu dem engeren Bunde und der Kreisverfassung vorzubereiten. Allerdings mußte man da auf einen Wirrwarr streitender Meinungen gefaßt sein, und so beschloß man, derweile eine vorläufige Verbindung zu errichten. 1655 vereinigten sich Brandenburg und Braunschweig in einem Separatabkommen, demzufolge Brandenburg 2000 Mann z. F. und 600 Pferde, Braunschweig 1200 Mann z. F. und 3000 Pferde aufbringen sollte.

Auf dem Papier war wieder einmal alles in Ordnung; sowie aber die Gewalt der Tatsachen dazwischen tritt, stäubt alles in den Wind. Der schwedisch-polnische und schwedisch-dänische Krieg bricht aus, und 1657 tritt Brandenburg auf die Seite Polens. Brandenburg fordert von Braunschweig Hilfe auf Grund seines Separatabkommens, Schweden auf Grund des engeren Bundes, und Braunschweig — retiriert vor beiden. Es beginnt ein Spiel voll Hinhaltung, Täuschung, Begütigung, gespielt aus Angst und Unentschlossenheit, bis sich eine Rettung zeigt: Braunschweig klammert sich an einen dritten, den Rheinischen Bund (gegründet 1656). Es meldet sich zum Eintritt und beantragt, seine beiden gefährlichen Genossen ebenfalls einzuladen und also am dritten Ort zu versöhnen. So drückte man sich mit Ach und Weh an einer Entscheidung vorbei und dankte seinem Schöpfer, als der Friede zustande kam.

Man dachte aufzuatmen. Aber das Schicksal der Kleinen war nun einmal, überall gestoßen zu werden. Kümmerlich hatte man sich aus dem einen Konflikt herausgewunden, gleich hatte man sich in den andern verstrickt. Ueber Nacht war Frankreich Herr im Rheinischen Bunde und in Deutschland geworden. Noch im Frühjahr 1657 hatte Bülow sagen können, die rheinischen Fürsten würden „alles retrahieren, was pro Frankreich in einige Allianz sich einlassen wolle"; nur wenige Monate, und in Braunschweig tauchte der Gedanke auf, von Frankreich Subsidien zu nehmen. Bülow eiferte noch dagegen, bald gestand er wenigstens eine Rekognoscierung zu. Da

bekam man aber zu hören: Braunschweig tue ja schon ohne Subsidien Frankreichs Willen, wozu man sich da noch in Unkosten setzen solle. Als Braunschweig darob den Beleidigten spielen und zur Rache nicht in die sofortige Verlängerung des Bundes willigen wollte, da wurde der Beschluß ohne Braunschweig gefaßt, und dieses mußte mit seiner Zustimmung kläglich nachhinken. Fertig war der Skandal, als Mainz, unterstützt von katholischen Ständen, mit französischen Exekutionstruppen im tiefsten Frieden, ohne um Erlaubnis zu fragen, nach Erfurt durchmarschierte und die Huldigung der halbfreien Stadt erzwang.

Was nach außen noch an Wirrungen fehlte, das kam im Innern hinzu. In Lüneburg hatte sich der Quälgeist Christian Ludwig ganz leidlich eingelebt und nahm sich in der Tat der Regierung an. Hannover dagegen bekam seinen fahrenden Herzog Georg Wilhelm jahrelang nicht zu sehen, und sein jüngster Bruder Ernst August, der an seinem Hof apanagiert war, entwickelte sich ganz ebenso. Zwar führte er 1658 auf den Wunsch seines Bruders, um den Bestand des Hauses zu sichern, Sophie, die Tochter des Winterkönigs, als Gemahlin heim, aber seine Abenteuer nahmen doch kein Ende. So lag alles in den Händen des leitenden Ministers, und das wurde jetzt (1661) Paul Joachim von Bülow: »dergestalt daß er in allen consiliis, nämlich Geheimbden und Hofrath, Consistorio und Hofgericht präsidieren sollte.« Die Herzogin Sophie hatte ihn schon das Jahr vorher »le maitre« genannt; jetzt nennt sie ihn kurzweg »le Souuerin d'Hannover«, und stellt ihm das Zeugnis aus: »tres raisonable et entreprenent.«

So wäre am Ende alles fortgegangen, wenn nicht noch der dritte Bruder, Johann Friedrich, gewesen wäre, für den am Lüneburger Hof eine Apanage ausgesetzt war. In dem dicken Herrn steckten Ideen, und er wurde der Störenfried in der Wohllebigkeit des Hauses. 1651 verlautete aus Italien, Johann Friedrich sei auf der neuesten Tour zur katholischen Kirche übergetreten. Das Gerücht hatte wirklich recht, und Johann Friedrich war in seiner Wandlung nicht zu beirren; Pracht und Macht der katholischen Kirche hatten es ihm angetan. Daheim beunruhigte man sich lebhaft, denn Christian Ludwig war kinderlos, und nach seinem Tode hatte Johann Friedrich Hannover oder Lüneburg zu beanspruchen. Die Lüneburger wollten ihm das Bekenntnis seiner Päpstlerei ganz und gar verbieten; Bülow wollte ihm allenfalls eine Privatkapelle erlauben, damit er nicht auf schlimmeres verfalle, gar das väterliche Testament anfechte und alle Pakte »löchrig

mache.« Man blieb in einer schwebenden Besorgnis, und nun trat unerwartet schnell der gefürchtete Augenblick ein: Christian Ludwig erkrankte und starb (1664).

Da bei der brüderlichen Auseinandersetzung von 1641 Hannover übervorteilt worden war, wollte Georg Wilhelm jetzt wenigstens den besseren Erbteil an sich bringen. Aber ehe er noch von seinen unvermeidlichen Reisen heimkam, hatte sich Johann Friedrich schon durch einen kühnen und geschickten Staatsstreich Lüneburgs bemächtigt. Es hatte aufregende Szenen gegeben. Auf die Kunde, Christian Ludwig liege im Sterben, war Bülow nach Zelle hinübergeeilt, hatte um Audienz gedrängt, die Räte interpelliert, um wenigstens eine gemeinsame Besitzergreifung zu erreichen. Alles vergebens; Johann Friedrich hatte sich der maßgebenden Instanzen versichert. Als der Offizier mit der Todesnachricht aus dem Tor sprengte, stürmte Bülow in das Schloß; aber der Staats- und Hofmeister von Grote vertrat ihm mit Offizieren und Soldaten den Weg. Bülow ließ Proklamationen seines Herrn an Schloß, Kirche und Rathaus heften: am Abend waren sie abgerissen, und Johann Friedrichs Wappen prangte an ihrer Stelle. Unverrichteter Sache mußte Bülow umkehren und ging nun unverhohlen auf eine Entscheidung mit den Waffen los. Beide Brüder rüsteten mit Erbitterung, aber noch ehe die Schwerter aneinander kamen, traten fremde Mächte dazwischen. Die Nachbarn wurden unruhig, der religiöse Hader lohte wieder auf, die Lage wurde höchst bedenklich, und es war ein Segen, daß Brandenburg und Schweden eindringlich zum Frieden redeten. Die beiden Herzogtümer wurden gleichgemacht; Georg Wilhelm erhielt zwar Lüneburg, mußte aber Grubenhagen an Hannover herausgeben.

Trotzdem wurde diese Krisis der erste Schritt zur Genesung. Man hatte doch zu handeln gewagt, das Schwert angefaßt, und das trug gute Früchte. Um die ausgerüsteten Truppen zu beschäftigen, ließ sich Georg Wilhelm zur Beteiligung an dem Münsterschen Kriege gewinnen; Holland gab das Geld, und im November 1665 waren 10000 Mann lüneburgischer Truppen mobil. Viel Freude gab es zwar nicht, denn die Holländer zahlten nicht pünktlich und handelten langsam; trotzdem ist es das erste Mal, daß lüneburgische Truppen ins Feld rücken, und der Bann der Unentschlossenheit ist gebrochen. Es kommt ein anderer Zug in das Regiment, und man wagte es, einem Manne Gehör zu leihen, der öfter in Lüneburg erschien und mit seiner kühnen Art die Herzen fortzureißen wußte; das ist der Graf Waldeck,

der brandenburgische Staatsmann. Er gab jetzt den Lüneburgern den Mut zu einem wirklich tapferen Schritt.

Schweden fing wieder mit Bremen Händel an und trieb offenbar in den Krieg hinein. Die Lüneburger versuchten zwar, den Hader in Güte beizulegen, unterdes aber gingen sie mit Eifer auf den Plan einer antischwedischen Allianz ein, zu der sich Dänemark, die Generalstaaten, Brandenburg und Lüneburg vereinen sollten. Sie boten ihre Armada auf, schoben sie entschlossen an die Grenze vor und rissen auch ihre Vettern in Hannover und Wolfenbüttel mit sich fort. Ihrer energischen Aktion war es zu danken, daß Schweden 1666 im Frieden zu Habenhausen die Reichsfreiheit der Stadt Bremen endgültig zugestand.

Den Lüneburgern wuchs der Appetit mit dem Essen. Es gelüstete sie, auch nach der andern Front einmal mit Nachdruck aufzutreten. Frankreich hatte die Niederlande rechtlos angefallen, und der Ratspensionär ging auch Lüneburg um Hilfe an. Hier schwelgte man in dem Gedanken, dem Franzosen so manchen Fußtritt heimzuzahlen, und ging rüstig ans Werk. Allein die französische Staatskunst fing den Kaiser und den Brandenburger weg, Lüneburg hatte sich bedenklich ausgesetzt und mußte noch einmal auf die alte schale Kunst des Doppelspiels zurückgreifen; es begütigte Frankreich und suchte unterdes bei den Vettern und Schweden Deckung. Erst 1668 traten offen 3000 Mann z. F. und 1614 Reiter in den Dienst der Generalstaaten und kamen eigentlich nur zum Friedensschluß zurecht.

Eine glückliche Fügung erlaubte nun den Lüneburgern, das Heer, das seine Stellung so heraufgebracht hatte, auch ferner zu erhalten. Venedig bat um Truppen für den Krieg gegen die Osmanen, und 2400 Fußknechte gingen dorthin ab. Sie haben heldenmütig die Wälle von Kandia verteidigt, und nur ein Viertel ist zurückgekehrt. Die Subsidien aus Venedig aber erlaubten der heimischen Regierung eine Politik der freien Hand zu treiben und damit endgültig aus der Abhängigkeit von den Nachbarn und Großmächten herauszukommen. Nach dem Aachener Frieden (1668) schrieb der französische Gesandte: »Die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg sind jetzt die considerabelsten Fürsten in Deutschland. Sie besitzen jetzt alle den Kredit, den früher die Schweden besaßen. Selbst wenn sie 30000 Mann aufstellen wollten, würden sie es binnen einen Monats vermögen.«

Anfang des nächsten Jahres starb Bülow. Er konnte auf ein mühevolles und nun auch gesegnetes Leben zurückblicken.

Seine Gesundheit war nie so ganz zuverlässig gewesen; ein Steinleiden quälte ihn öfter, und schon 1664 meldete sich die Wassersucht.

Seine erste Gemahlin war seit seinem Eintritt in den braunschweigischen Dienst immerfort krank gewesen und endlich 1647 gestorben. Noch in demselben Jahre führte Bülow die zweite Gattin in sein Haus, Lucia von Ahlefeld, die Tochter eines dänischen Obersten und Amtshauptmanns zu Hadersleben. Die Ehe war glücklich, und vierzehn Kinder gingen daraus hervor; längere Zeit überlebt haben den Vater aber nur fünf Söhne. Das Vermögen, das diesen hinterblieb, betrug rund 70000 Th. und war nach dem Testament »nicht von meinen Eltern ererbt, sondern durch Gottes Segen und meine in vieljährigen Hf. (Hochfürstlichen) Diensten übernommene große Mühe und Arbeit, auch durch meine und meiner jetzigen Eheliebste gute menage und redlichen Fleiß erst erworben.«

Bülow starb am 11. Januar 1669. Er war Tags zuvor in herzoglichen Diensten nach Lüneburg gereist, als sich sein Leiden plötzlich verschlimmerte und schnell zum Tode führte. Er war ganz gefaßt, kehrte sich noch ab, um sein Leben zu überdenken, und ließ sich dann das Abendmahl reichen. Seine letzten Worte waren: Nun, Gottlob, daß ich dies christliche Werk zu guter letzt verrichtet; daß soll auf dieser meiner letzten Reise mein Viatikum sein. Gott mag es mit mir schicken, wie er will, ich bin bereit.

Erst am 19. Februar fand die Totenfeier statt. Der Präsident war in Lüneburg gestorben und dort in der Kirche des Michaelisklosters, in dessen Schule er einst gegangen, stand nun sein Sarg aufgebahrt. In später Abendstunde versammelte sich eine dichte Versammlung hochgestellter Männer; Herzog Georg Wilhelm und sein Bruder Ernst August trafen mit ihrem Hofstaat ein. Ein Freund des Toten, der Ober-Superintendent Joachim Hildebrand, trat vor und hielt die Gedenkrede über den Spruch, den der Verstorbene selber bestimmt hatte: »Unser keiner lebt ihm selber und unser keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; drum so wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.« Im Stile der Zeit pries er mit endlosem Phrasenschwall den Heimgegangenen als die Krone unseres Hauptes und rief ein Wehe über das andre. Beigesetzt ist Bülow in der Neustädter Kirche in Hannover (damals der »Vorstädtischen Kirche«), derselben, in der ein Grabstein mit goldenen Buchstaben anzeigt, daß hier »Ossa Leibnicii« ruhen. Bülows Grabkammer liegt am Turm; ein Gedenkstein ist nicht vorhanden, da die Angehörigen die Absicht hatten, den Sarg später nach Edemissen zu überführen.

Ein Aufgebot von Leichendichtern blieb natürlich auch nicht aus. Ein Professor des Michaelisklosters besang in Stücker hundert lateinischen Hexametern mit funfzehn gelehrten Anmerkungen Bülows Ruhm. Ein andrer versammelte um drei fahnen- und lorbeergeschmückte Obelisken das ganze Heer der Abstraktionen zur Gedächtnisfeier. Ein dritter will »aus schuldiger Pflicht« das »Klagende Lüneburg« vorstellen:

„Unsers Landes Haupt und Sonne (der Herzog)
Ist beraubet Ihrer Wonne
Die jetzt auf der Baare steht.
Drum es uns auch wil gebühren
Traur und Klagen abzuführen
Weil der Fall ans Hertze geht.

– – – – – – – – – – – – – –

Der Pericles wird gepriesen
Daß er Treu Athen erwiesen
Bis zerriß sein Lebens-Drat.
Solchen Ruhm hat auch erlanget
Unser Edler der jetzt pranget
In dem großen Himmels-Staat."

So geht es vierzehn Strophen durch. Am erträglichsten ist noch eine »Klag- und Lob-Schrifft«, die ein Johann Bunonius «aus Schuldigkeit aufgesetzet« hat. Er hebt an:

„Des Herrn Bülou tapfre Thaten
Sein getreues Thun und Rahten
Unsers Landes starke Kraft
Ist gefallen, hingerafft."

und schließt:

„Doch der Bülou Stamm noch blühet:
Tugend-Feuer merklich glüet:
Vaters Tugend, Glück und Treu
In den Söhnen werde neu."

II.

Die fünf Söhne (1650—1737).

Bei den Familienpapieren verschiedene Erbverträge und Auszüge aus dem Testament Paul Joachim von Bülows. – a) Joachim Heinrich. E. v. Meier, Hannöversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 1680 bis 1866. Leipzig 1898. Bd. I 518, 534f., Bd. II 133f., 166ff. Briefe des Herzogs Ernst August zu Braunschweig-Lüneburg etc., hrsg. von Graf Kielmannsegge. Hannover und Leipzig 1902. S. 125, 213. Zeit- und Geschichtsbeschreibung der Stadt Göttingen etc. Hannover und Göttingen 1734; Vorwort. In einem Sammelbande des Hannöverschen Staatsarchivs L. P. Fol. 9a–ccc ein inhaltloses Leichengedicht, bei den Familienpapieren

das Testament und kleinere Stücke. – c) Kuno Josua. Seine militärische Laufbahn nach v. Sichart, Geschichte der Kgl. Hannöverschen Armee I 187, 206, 221, 231, 237, 241, 244, 248, 283f., 294, 450, 482, 492, 506, 513, 517ff., 560, 575f. II 9, 24 49, 148, 214, 227, 233f., 238, 245, 257ff., 274, 280f., 286f., 291, 299ff., 325, 358ff., 361ff. Für den span. Erbfolgekrieg vergl. Schwenke, Geschichte der Hannöverschen Truppen im Spanischen Erbfolgekriege, Hannover 1862. v. Arneth, Prinz Eugen II 232ff., 266, III 194. Der Mecklenburger Feldzug bei Pfeffinger, Braunschweigisch-Lüneburgische Geschichte III 755ff. und Klüver, Beschreibung Mecklenburgs V 1ff. Dazu Matthias, Die Mecklenburgische Frage in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Urteile Friedrich Wilhelms I. bei Förster, Friedrich Wilhelm I. Bd. III 272, 333ff., Urkb. II 65; Zs. für preuß. Geschichte und Landeskunde VIII 641. Die Anordnung des Leichenbegängnisses und eine Trauerrede in zwei Sammelbänden des Hannöverschen Staatsarchivs L. P. 4° Nr. 9a–s und L. P. Fol. 9a–ccc. Bei den Familienpapieren einige Privatbriefe aus den letzten Jahren und eine Species facti über sein Testament, nach seinem Tode von seinem Sekretär Brandes aufgesetzt, mit vielen Zügen aus seinem Privatleben. Bemerkungen über Frau von Bülow in den Briefen des Herzogs Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, hrsg. von Graf Kielmannsegge. Hannover und Leipzig 1902. S. 93, 125. – d) Hans Otto. Bei den Familienpapieren einige Briefschaften mit Nachrichten über seinen Tod und sein Erbe.

Die Entartung war schon vor dem dreißigjährigen Kriege da, jetzt geht sie in Verwilderung über. Gott ist vergessen, der irdischen Macht und Pracht dampfen die Opfer. In Hoffmannswaldaus Heldenbriefen läßt ein Herzog seine Favorite zum Schein begraben und ihr die Messe lesen;

„Der Himmel zürnet nicht, dass ich mich unterwinde,
Durch Messen und Gebeth zu blenden dieses Landt,
Der Höchste kennt mich, und auch die schöne Sünde,
Dass, was dein Auge kan, ist ihm nicht unbekannt . . .
Ich will dich wohl geküsst aus deinem Sarge führen,
Getrost, in kurtzen soll dein Auferstehung sein."

Dabei bemerkt Hoffmannswaldau im Vorwort: »kein noch so zärtliches und empfindliches Ohr und Auge werde ein zu schlipfriges oder zu kühnes Wort entdecken.« 1641 empfing den Grossen Kurfürsten in Königsberg eine Ehrenpforte, bekrönt von einem himmeltragenden Herkules — natürlich einem Sinnbild für den Kurfürsten, und auf den Ecken die Statuen der Pallas und — der Religion. Die Verwüstung der religiösen Gedankenwelt spricht uns noch aus den meisten Grabdenkmälern der Barockzeit an; mitten zwischen all den bauschigen Engelsgewändern grinst ein Totenkopf oder Gerippe heraus. Zur Beisetzung der Königin Sophie Charlotte ließ ihr Gemahl

über den Eingang des Domes ein Relief meißeln, auf dem Totengerippe trauernd umherschlichen.

Wer nicht die ganze Religion abschüttelt, der löst sich doch wenigstens aus ihren überlieferten Formen los und gibt sich dem Dienst einer Vernunft- oder Gefühlsreligion hin, aber diese Rationalisten und Pietisten bleiben die Stillen im Lande und verschwinden in der Masse.

Die neuen Götter sind die Fürsten, die jetzt als souveräne Herren ihre Stände zum Teufel jagen und auf die einsame Höhe des Absolutismus klimmen. Alles wirft sich ihrer Erhabenheit untertänigst zu Füßen. Wenn Hoffmannswaldau eine Liebschaft Karls V. verarbeitet, so ändert er vorsichtig die Namen und entschuldigt sich noch vielmals für den Fall, daß jemand »diese dicke Maßqwe« durchschauen sollte. Und Karl V. war am Ende doch schon hundert Jahre tot. Der Hofpoet Friedrichs I. von Besser lehrt in einem Gedicht »Ueber den Tod Wachtelchens, Sr. Kurfürstl. Durchlaucht schönen Hündchens, welches in der Geburt mit seinen Jungen geblieben«: »Wie sehr man streben soll (kann dies ein Hund erwerben). In Friedrichs Gnad und Gunst zu leben und zu sterben«. Als dem ersten Preußenkönig eine Tochter geboren wurde und gerade die Könige von Dänemark und Polen anwesend waren, verglich ein Herr von Meusebach die Prinzessin mit dem Jesuskinde, zu dessen Wiege die drei Könige des Morgenlandes kamen.

Alle die sechshundert kleinen Fürstensonnen Deutschlands hatten nun aber auch ihre Zentralsonne gefunden, in dem roi de soleil, dem Schloßherrn von Versailles. Dort zog sich die größte politische Macht zusammen, und die Bildungskräfte folgten dem Zuge. Bis zum dreißigjährigen Kriege hatte die Welt aus dem Zauberborn der italienischen Renaissance getrunken; jezt wird er in französiche Vasen gefüllt und in Paris verschenkt. Die lateinischen Fremdwörter werden von den französchen verdrängt, ja die französische Sprache wird Gemeingut aller Gebildeten. Die alten Dichter müssen den französchen Klassikern ihre Kleider leihen und werden dann als häßliche nackte Kerle davongejagt. Der Alexandriner beherrscht die Poesie. Der Hofpoet Canitz, dessen Mutter ihren dritten Gemahl von ihrem Pariser Modelieferanten bezog, erhebt die Pariser Feuerwerke, Gartenkünste und Bücher: »Komm Freund, weil Frankreich dir in allem alles reicht.« In der Wissenschaft heißen fortan die gelehrten Forscher des Altertums Pedanten; die neuen militärischen und politischen Fächer, die Mathematik, Physik und Technologie, die Staats- und

Rechtshistorie, Geographie und Heraldik werden jetzt die zeit- und standesgemäßen, die »galanten« Disciplinen. Für Leibnitz sind die Universitäten mönchische Anstalten, und eine Zeitungssammlung aus den letzten zehn Jahren ist ihm mehr wert als hundert klassische Autoren.

Immer toller wird der Aufwand des gesellschaftlichen Lebens, die Allonge-Perücke wird zum Sinnbild einer Zeit, die sich aufbläht und größer scheinen will, als sie ist.

Einen bewundernswerten Ausdruck hat sie gefunden in dem Berliner Kurfürsten-Standbild; der Kurfürst, natürlich der Große beigenannt, im römischen Imperatorenkostüm, mit der Perücke auf dem Haupte, auf heftig anschreitendem Roß, über Sklaven dahinreitend.

Das väterliche Erbe teilten 1681 die fünf Brüder Joachim Heinrich, Thomas Christian, Kuno Josua, Hans Otto und Wilhelm Dietrich. Jeder erhielt rund 10000 Th. in bar oder Landbesitz. Der Witwe blieb noch das Gut Abbensen, in Hannover bei Peine gelegen, angeschlagen zu 14000 Th. Es wurde als das Hauptgut angesehen — schon 1655 war der Vater damit belehnt worden — und in seinem Kirchdorf Edemissen liegt das Erbbegräbnis der Familie. Ein kahles Gewölbe ist an der Südseite des Turmes angebaut, und im Innern der Kirche ist in die Wand ein Stein eingelassen mit der Inschrift: »Erbbegräbnis der Herrn von Bulau auf Abbensen, erbaut im Jahre 1691 von Lucia von Bulau geb. von Alefeldt und deren Söhnen.« Darüber ist links das Bülowsche, rechts das Alefeldtsche Wappen ausgemeißelt und bunt gemalt. In der schmucklosen Kirche liegt vor dem Altar der Grabstein einer Schwester der fünf Brüder. Die Orgel und die barocke Abendmahlskanne sind von Bülows gestiftet.

1705 wurden die fünf Brüder »in Ansehung ihres guten Herkommens sowohl, als ihrer Uns angepriesenen besondern rühmlichen Qualitäten und erworbener vielfältiger Verdienste halber« vom Kaiser in den Reichsfreiherrnstand erhoben.

---

a) Joachim Heinrich (1650—1724),
Hannöverscher Großvogt.

Joachim Heinrich wurde 1650 geboren und besuchte das Gymnasium in Göttingen. Fanden wir den Vater im Dienst des Herzogs Georg und seiner Söhne, so folgte Joachim Heinrich der einzigen Tochter, die dem dänischen König die Hand reichte; 1681 wird er als dänischer Geheimer Rat und Oberhofmarschall genannt, 1684 ist er noch in dieser Stellung, 1688 nicht mehr. In diesem Jahre hat er eine Reise nach Italien gemacht. Wir finden ihn dann in Lüneburgische

Dienste übergetreten; dort wird er 1689 als Oberhofmarschall und Kammerpräsident bestallt. Als der Lüneburger Herzog 1705 kinderlos starb und sein Herzogtum mit Hannover vereinigt wurde, da ging Bülows Stelle ein, und nur ein Nebenamt blieb ihm, die Verwaltung von zwölf Amtsvogteien in der Lüneburger Heide. Zur Entschädigung bekam er den klangvollen Titel Großvogt. Er starb 1724 in Hannover.

Schon nach der Karriere darf man sich einen Mann auf der Höhe gesellschaftlicher Kultur denken, und ein Zeitgenosse, der Sohn eines anderen hannöverschen Ministers, nennt ihn auch einen ganzen honnet homme, der seinem Fürsten Ehre machte »par la noblesse de ses manières et par la meilleure maison, qui aie jamais estée à Hannovre, l'abord des étrangers, qui y estoient reçus avec politesse et somptuosité.« Das Haus war mit teuren Möbeln eingerichtet, und kostbares Edelmetall, zumeist wohl fürstliche Geschenke, war dort angesammelt; darunter befand sich z. B. ein mit Brillanten besetztes Tafelstück. Diese Schätze wertete Bülows Testament auf 14000 Th. Die Masse schönen Porzellans blendete einen Prinzen des Hannöverschen Hauses, daß er meinte, nicht einmal Friedrich I. von Preußen habe so herrliche Stücke. Bewirtungen richtete Bülow mit fürstlichem Glanz aus.

Doch auch der Ruhm aristokratischer Bildung fehlt dem Hause nicht. Eine riesige Bibliothek, an 10000 Bände stark, war aufgestellt, darunter 22 Folianten von geschriebenen Urkunden. Dieser Schatz wurde nach dem Tode des Besitzers der neugegründeten Universität Göttingen geschenkt und bildete den Grundstock ihrer Bibliothek; ein Kupferstich von Heumann zeigte bald den Hauptsaal der Büchersammlung als eine Sehenswürdigkeit. Auch optische und mathematische Instrumente gehörten zu dem Besitz.

So zeigt uns auch das Testament den Mann, der auf seinen Stand und Namen hält.

Der Großvogt konnte über ein ansehnliches Vermögen verfügen, obwohl er selbst die Bedienungen, denen er dreißig Jahre vorgestanden hatte, »zwar ansehnlich, hergegen sehr kostbar« findet. Ein Wirt wie er, der alle vierzehn Tage seine Rechnungen bezahlte, legte doch zurück. Er besaß aus dem Erbe des Vaters Gadenstedt in Hannover und nach dem Tode der Mutter (1698) übernahm er auch Abbensen; dazu hatte er das Haus in Hannover erworben. Seinen gesamten Besitz konnte er getrost auf 120000 Th. überschlagen.

Generalerben werden die vier jüngeren Brüder, jeder mit rund 24000 Th. 19000 Th. von eines jeden Erbe werden mit fideikommissarischer Haftung belegt und 12000 Th. werden für ein

Familien-Stipendium bestimmt, das jedesmal der Erziehung des ältesten Sohnes aus der Senioratslinie dienen soll; »wie öfters von guter oder negligierter Erziehung eines Knaben die Aufnahme und auch der Verderb und Untergang einer Familie dependiert, also man große Ursache hat, die Mittel, so der Höchste verleihet, um aus einem Kinde vor dem andern was tüchtiges zu ziehen, demselben nicht vorzuenthalten«. »Üble Conduite oder unfähiges Ingenium« schließen von dem Stipendium aus. Erlischt der Mannesstamm, so folgt der Frauenstamm; erlischt auch dieser, so fällt das Kapital an die Universität Helmstedt, mit der Bestimmung, »daß die jährlichen Zinsen davon jedesmal unter zwei der tüchtigsten und fleißigsten Professoren, so am meisten zu der studierenden Jugend, in Sonderheit des Adels information contribuieren, über ihren ordinairen Gehalt gleich geteilet werden.«

Besonders sorgt der Großvogt noch für sein schönes Hannöversches Haus. Da er es »eigentlich für die Familie bauen lassen«, so wünscht er, es möchte jeder Bruder daran teilhaben. Die Möbel sollen darin bleiben, da »ich jederzeit überaus große aversion für die publiques verauctionir- und Verkaufung der Mobilien und Sachen von Leuten von distinguirter Naissance gehabt habe«.

Nun überrascht an dieser Persönlichkeit noch eines und berührt wie Morgenluft einer neuen Zeit: ein inniges religiöses Gefühl bricht sich durch. Ehe er sein Testament schreibt, will Joachim Heinrich »seinem gnädigen Gott und Vater von Grund der Seele danken, daß er mir die ganze Zeit meines Lebens so überschwengliche viele Wohltaten am Leibe und der Seele erwiesen« und will »zu dem unermeßlichen Erbarmen des getreusten Vaters das kindlich feste Vertrauen haben, er werde, um des hochheiligen Verdienstes und der vollgültigen Bezahlung willen seines einzig geliebten Sohnes, meines Erlösers und Seligmachers, mir armen Sünder gnädig sein«, ein geheiligtes Leben führen helfen und endlich verleihen, daß »ich im festen Glauben und Vertrauen auf das alleinige Verdienst Jesu Christi vernünftig, getrost, sanft und selig einschlafen möge«. Das ist die Gefühlswelt des Pietismus. Aus solcher Demut entspringen die Anordnungen für das Begräbnis. Joachim Heinrich will begraben sein neben seinem Vater in der Vorstädter Kirche, oder falls dessen Leiche nach Edemissen überführt wird, dort. Auch Abbensen soll ihm zur letzten Ruhe recht sein, wenn er dort gerade die Augen schließt. Zeremonien verbittet er sich, auser »daß man Gotte in der Kirche für meinen sel. Abschied danken lasse«. Seine sämtlichen Privatbriefe sollen ungelesen verbrannt werden.

Als der Großvogt starb, begann Zinzendorf seine Laufbahn, in dem sich noch wunderbarer der alte Kavalier mit dem neuen Gefühlsmenschen vereinigt, der uns berichtet: »Wenn ich eine schwere Lektion auf der Reitbahn und dem Tanzboden hatte, habe ich den Heiland um Hilfe angegangen«.

---

b) Thomas Christian (1651—1706),

Lüneburger Rat.

Er war geboren 1651. Im Jahre 1681 wird er Kammerjunker tituliert. Wie sein Bruder Joachim Heinrich trat er in dänische Dienste und rückte bis zum Generalmajor auf. Gestorben ist er als Lüneburger Rat und Oberhauptmann zu Dannenberg im Jahre 1706. Verheiratet war er zweimal; 1685 führte er eine Freiin von Ufflen heim, die Tochter eines dänischen Generalfeldzeugmeisters, 1696 eine französische Dame de St. Hermine.

Aus der zweiten Ehe ging ein Sohn hervor, Georg Wilhelm; durch ihn pflanzte sich die Linie fort. Sie endet jetzt mit der Romanschriftstellerin Frieda Freiin von Bülow.

---

c) Kuno Josua (1658—1733),

Hannöverscher Feldmarschall.

Des Vaters mühseliges Leben ging dahin im Dienst eines kleinen landesherrlichen Territoriums, wie sie mit dem Westfälischen Frieden auf sich selber gestellt waren und immer behutsam und immer besorgt sich zwischen den Großen ein Plätzchen suchen mußten. So geschäftig nun auch die Diplomaten waren, nicht eher konnte ihr Werk gesichert wachsen und werden, als bis ihnen die gewaffnete Hand zur Seite war, die den Störenfried abwehrte. Darum beginnt mit dem Jahre 1648 die Geschichte der landesherrlichen Armeen. Und wenn uns des Vaters Schicksal den politischen Aufbau so eines Territoriums sehen ließ, so können wir an seines Sohnes Lebensgang die militärischen Anfänge und Entwicklungen studieren.

Kuno Josua von Bülow ist geboren am 12. Januar 1658, zehn Jahre nach dem Friedensschluß. Nehmen wir an, daß er 1676 in die Hannöversche Armee eingetreten ist, so hat er seine Dienste dem Kurfürsten Ernst August (1679—98) und seinem Sohn Georg Ludwig (Georg I., 1698—1727) geleistet.

In Hannover bestanden 1676 vier Regimenter Kavallerie, sechs Regimenter Infanterie, ein Dragonerregiment und eine Artillerieabteilung; dazu kommt noch eine Leibgarde von 109 Mann. Die Gesamtstärke

betrug rund 15000 Mann. Die Truppen wurden von den Kompagniechefs auf eigne Rechnung geworben und dem Landesherrn angeboten. Dieser hatte im Allgemeinen nur die höheren Offiziere zu ernennen. Kein Wunder, wenn diese Söldnerkompagnien des öfteren einfach an eine fremde Macht vermietet wurden, und daher das bewegte Leben eines Soldaten von damals. Hatten sich die Hannöverschen Truppen eben im holländischen Kriege (1672—79) gegen den ewigen Unruhstifter Ludwig XIV. geschlagen, so finden wir sie 1685—89 mit zwei Korps im Kriege gegen die Türken. Das eine focht in Ungarn unter dem Erbprinzen Georg Ludwig, das andre trat in den Sold Venedigs. In beiden Korps stand ein Bülow; in dem venezianischen als Kapitain, in dem ungarischen als Generaladjutant des Erbprinzen. Der Generaladjutant könnte unser Kuno Josua sein; er wird uns 1685 als Major in der Leibgarde genannt, und denkbar wäre, daß er dem Prinzen für den Feldzug beigegeben wurde.

Auf sicheren Boden kommen wir aber erst mit dem Wiederausbruch des Krieges gegen Ludwig XIV. im Jahre 1688. Der Kurfürst Ernst August ging einem Traktat mit Spanien ein, und 18000 Mann marschierten nach Brabant. Darunter befand sich ein Dragoner-Regiment, befehligt von unserm Kuno Josua von Bülow. Das Regiment war für den Feldzug neu gegründet und 1688 Bülow zum Oberst befördert und an seine Spitze gestellt worden. Es waren sechs Kompagnien, zusammen 481 Mann stark, wie bekannt durch Kompagniechefs geworben. Nur ein Stamm von sechzig Mann machte eine Ausnahme. Im Verlaufe des Feldzuges wurde das zweite Dragoner-Regiment aufgelöst und zwei Kompagnien von ihm den Bülowschen Dragonern einverleibt. Die Dragoner trugen weiße Mondierung mit hellblauen Rabatten und Aufschlägen; Weste — paille, Besetzung — Gold. Von den Standarten des Regiments zeigte die dritte links den Vogel Bülow mit dem Ring im Schnabel und dem Motto: Felici auspicio. Die militärische Bedeutung der Dragoner war ganz eigen. Sie sollten sozusagen Kavallerie und Infanterie in eins sein; ihre Hauptwaffe war nicht der Pallasch, sondern der Karabiner.

Also war eine bedeutungsvolle Waffe in Bülows Hand gelegt, und wir werden sehen, wie er sie zu gebrauchen weiß. Denn daß wir es nur im voraus verraten, er war ein Haudegen wie nur einer, stolz, heftig, mit jenem Zug von Ungestüm, der seiner Zeit zu eigen ist, ein Mann von Grandeur und honnêteté, prächtig anzuschauen, wenn die wallende Lockenperücke auf den Harnisch herabfiel, mit

Adlernase und Adleraugen und einer tiefen senkrechten Falte zwischen den Brauen.

Der Feldzug in Brabant brachte fast alle Sommer ein bis zwei größere Kämpfe, aber erst im Jahre 1693 können wir Bülows Anteil unterscheiden. Das Hannöversche Korps stand mit dem Erbprinzen an der Spitze unter dem Oberbefehl Wilhelms von Oranien. Die ganze allierte Armee hatte ein Lager auf dem rechten Ufer der kleinen Geete bezogen. Dreifach so stark rückte die französische Armee unter Luxemburg heran. König Wilhelm wich dem Kampfe nicht aus. Er hatte vor sich auf dem anderen Ufer die Ebene von St Croix, und diese erkor er zum Schlachtfeld. Er überschritt die Geete und stellte seine Truppen auf. An seinem Rücken floß die Geete vorbei, auf seinem rechten und linken Flügel liefen dieser Bäche zu und besäumten seine Flanken; die Front wurde durch mächtige Schanzwerke gedeckt, die Dörfer Laer und Neerwinden eingezäunt. Der Rückzug über die Geete war durch sechs Brücken gesichert. Die Stellung hatte nur einen Fehler: sie war zu eng, die Truppen standen sich im Wege. Bülow bekam den Befehl, sich auf den rechten Flügel zu begeben und dort die Furten des Baches zu beobachten. Er fand dort schon, mit derselben Aufgabe, zwei Reiterregimenter vor. Bülow lies hinter ihnen absitzen und führte seine Leute an die Furten, um sie zu verbarrikadieren. Man erkennt hier deutlich die Besonderheit der Dragoner. Des Feindes Absicht ging nun gerade dahin, das Zentrum zu beschäftigen und unterdessen auf der rechten Flanke einzudringen. Hier lagen die Dörfer Laer und Neerwinden. 29 Bataillone gingen zum Sturm vor und jagten die Brandenburger aus Laer; vier Schwadronen dagegen, die das Dorf umgangen hatten und von der Seite über den Bach gehen wollten, wurden von Bülow geworfen. Die französische Kavallerie gab die verlockende Passage aber noch nicht auf; starke Abteilungen warfen sich auf eine andere Furt, die eines der spanischen Reiterregimenter zu verteidigen hatte, und dieses stob schleunigst auseinander. Die Gefahr war groß. Sofort eilte Bülow an die bedrohte Stelle, schnitt den weiteren Uebergang ab und überwältigte die bereits eingedrungenen Abteilungen. Die Franzosen aber gaben hier alle Versuche auf. Bülows Dragoner hatten eine Standarte erobert. Indessen der Kampf in der Front verlief unglücklich. Immer aufs neue stürmte der Feind die Schanzen und Dörfer, und König Wilhelm ordnete den Rückzug an. Nun kam das Schlimmste. Die wenigen Brücken stauten die Abziehenden gefährlich auf, die Kavallerie fand keinen Platz, den

verfolgenden Feind zu beschäftigen; das ganze Geschütz ging verloren, 18000 Mann blieben auf dem Felde. Besonderes Malheur hatten Bülows Dragoner. Aus einem feindlichen Kavallerie-Angriff lösten sich zwei Eskadrons los, jagten tollkühn durch die beiden spanischen Reiterregimenter und hinter ihnen durch die Pferde der Dragoner. Zwar wurden sie abgefangen und niedergemacht, aber die Dragonerpferde rannten der spanischen Marode als willkommene Beute in die Hände. So mußten die armen Teufel von Dragonern zu Fuß vom Schlachtfelde stolpern. König Wilhelm aber war so befriedigt von dem Regiment, daß er ihm gleich das nötige Geld zur Beschaffung von Pferden schenkte. Er soll vorher geneckt haben, die Mannschaft werde sich schwerlich von ihren Gäulen trennen. Bülow gab darum Befehl, sich nicht nach diesen umzusehen, und als ein Offizier äußerte, es sei doch eigentlich ein Jammer, die schönen Pferde verlassen zu müssen, da ward ihm von unserem grimmigen Bülow »mit Worten und Werken übel begegnet.«

Die Schlacht bei Neerwinden entschied den Feldzug nicht, doch ermattete die Kriegführung und brachte es 1694 zu keinen Erfolgen. Bülows Dragoner verbrachten dies Jahr in der Heimat, um sich zu erholen und neu zu ordnen. 1695 sind sie aber wieder im Felde, und ihr Oberst kommandiert jetzt als Generalmajor die ganze mobile Kavallerie. Aber Lorbeeren gab es nicht mehr zu pflücken; die Koalition lockerte sich, einer nach dem andern bot dem Franzosen die Hand, und 1697 machte der Ryßwicker Friede dem Kampfe ein Ende.

Dem Friedensschluß folgte die Reduktion der Truppen; auch Bülows Dragoner wurden davon betroffen: sie wurden ganz unberitten gemacht.

An dem Feldzug gegen Dänemark (1700) nahmen die Dragoner nicht teil, aber ihr Oberst fand doch Gelegenheit, seine Entschlossenheit zu bewähren. Der dänische General von Ahlefeld unternahm von Sachsen aus ein Diversion, aber Bülow und General von Ohr rafften eiligst die zurückgebliebenen Truppen zusammen und machten den Anschlag zu Schanden.

Schon das folgende Jahr 1701 entfesselte wieder die Kriegsfurie; es beginnt der große, zwölfjährige Krieg zwischen Habsburg und Bourbon, und der Kampfpreis ist das spanische Erbe. Hannover und Lüneburg stellten 1702 10000 Mann in den englischen Dienst. Die Kavallerie des Korps war sechs Regimenter stark, d. h. gut 3000 Mann, darunter Bülows Dragoner; Bülow selbst kommandierte wieder als Generalmajor die ganze Kavallerie. Das Korps trat unter

Marlboroughs Oberbefehl. Die beiden ersten Jahre gingen mit der Belagerung und Erstürmung von Festungen hin; Lüttich, Bonn, Limburg wurden genommen und auch Bülows Name dabei genannt. Eine Wendung kommt erst mit dem Jahre 1704.

Die oberrheinische Armee unter dem Markgrafen Ludwig von Baden war einem Vorstoß des Feindes unterlegen; Marlborough faßte den Plan, ihr zu Hilfe zu kommen und mit ihr vereint dem deutschen Reiche Luft zu machen. Bülow wurde in diesem Jahre 1704 mit der Führung des ganzen Hilfskorps betraut; es waren fünf Kavallerie- und vier Infanterie-Regimenter. Er erhielt Befehl, sie bei Mainz zusammenzuziehen. Marlborough brach auf, unterwegs stieß das Hilfskorps zu ihm, und am 22. Juni reichte er der Reichsarmee die Hand. Am 2. Juli erhielt der Feind am Schellenberge den ersten Schlag, und als nun auch noch Prinz Eugen vom italienischen Kriegsschauplatz herüberkam, da konnten die vereinigten Feldherrn am 13. August die Entscheidung aufsuchen. Sie fiel bei Höchstädt.

Marlborough führte den linken Flügel, Prinz Eugen den rechten. Beide gingen entschlossen auf den Feind los, aber dessen Stellungen waren derart gedeckt, daß die Schlacht nicht von der Stelle rückte. Bülows Kavallerie geriet sogar in große Gefahr, als sie bei der Passage eines Baches plötzlich von feindlicher Kavallerie attackiert wurde; aber schnell gefaßt, ordnete Bülow seine Regimenter zum Gefecht und warf den Feind mit Bravour zurück. Zu einer Entscheidung aber kam es nicht. Da faßte Marlborough das Zentrum des Gegners ins Auge, wo sich die Masse der Kavallerie postiert hatte. Mit einem letzten Entschluß schickte er seine ganze Reiterei in das feindliche Zentrum vor. Mit heller Todeslust sprengten die Regimenter an, Bülows Dragoner mitten darunter, warfen sich ohne Besinnen auf den Feind, und nach einem wütenden Ringen trieben sie seine Linie in der Mitte auseinander. Damit war der Sieg gewonnen. Marlborough dankte den Braunschweigischen Herzögen in eigenen Briefen für die Tapferkeit ihrer Truppen und äußerte: »la satisfaction particulière, que nous avons de la conduite de Mr. de Bulau et des autres Gen. aussi bien que de la bravoure des Trouppes de V. A. E.« Unserem Bülow aber brachte das folgende Jahr den verdienten Lohn: die Ernennung zum Generalleutnant. — In die Winterquartiere rückten seine Truppen nach Mainz, er selbst ging auf Urlaub.

Das Jahr 1705 verrann mit dem Rückmarsch in die Niederlande. Wegen der Winterquartiere hatte Bülow die größten Unannehmlichkeiten. Marlborough hatte ihm die Rheinlande bestimmt und ihm

einen Brief der Königin Anna an die einzelnen Landesfürsten mitgegeben. Diese protestierten aber wie aus einem Munde und erreichten es, daß vier Regimenter, darunter Bülows Dragoner, für den Winter nach Hause gingen.

Für 1706 hatte Bülow die Aufgabe, die französischen Truppen am Mittelrhein zu überwachen und Hilfssendungen nach den Niederlanden zu verhindern. Er lagerte bei Mainz und wußte seine untätigen Truppen so gut in Ordnung zu halten, daß ihm zum Dank der Fürst von Nassau eine Quantität edelsten Weines und die oberrheinischen Stände 200 Pistolen schickten. Als die französische Armee doch nach den Niederlanden abging, erhielt auch Bülow Befehl zum Abmarsch.

Im Jahre 1707 hielten sich die Franzosen in der Defensive, in Italien aber wurden Prinz Eugens Kräfte durch den Sieg bei Turin frei. 1708 rückte er nach Norden ab und vereinigte sich mit Marlborough. Den ersten Widerstand wagten die Franzosen bei Oudenarde, als die beiden Feldherrn über die Schelde gehen wollten. Die Vorhut kam noch ungestört hinüber, wurde dann aber unvermutet angegriffen. Acht hannöversche Schwadronen waren bedenklich ausgesetzt. Da erschien der Kurprinz an der Spitze der Leibschwadron der Bülowschen Dragoner, warf sich dem Feinde entgegen und schaffte Zeit, das Gefecht wieder herzustellen. Im Galopp kam die gesamte übrige Kavallerie nach, und endlich, spät am Nachmittag, war auch die Infanterie hinüber. In erbittertem Kampf wurde der Feind zurückgedrängt. Am folgenden Tage machte sich Bülow mit vierzig Schwadronen auf die Verfolgung, ohne viel Gewinn.

Das Jahr 1709 brachte die letzte große Schlacht, bei Malplaquet am 11. September. Die Franzosen standen auf der Hochfläche von Malplaquet, in der Front durch Wälle, auf den Flanken durch dichte Wälder mit starken Verhauen gedeckt. Die Entscheidung fiel auf dem rechten Flügel der Verbündeten, wo Prinz Eugen befehligte. Bülow hielt hier mit 31 Schwadronen in der Reserve. Es gelang, die Franzosen aus dem Walde zu treiben.

Danach ermattete der Krieg, und es nahte der unwürdige Ausgang der meisten Koalitionen: einer ließ den andern im Stich und schloß auf eigne Hand mit dem Feinde ab. England ging voran. Aber vergeblich hatte es gehofft, auch seine Hilfskorps neutralisieren zu können. An Bülow trat die Aufforderung zuerst heran. Aber der steckte bis zum Halse voll Empörung und schüttete sich das Herz ordentlich aus; weder er noch seine Truppen dienten des Soldes, sondern nur der Ehre wegen, und er wolle sich an die halten, die dieser treu blieben.

Die Führer des preußischen und dänischen Hilfskorps traten der Antwort bei, und alle drei gelobten dem Prinzen Eugen, bei ihm Stand zu halten, bis ihre Regierungen sie anders belehren würden. Diese stimmten ihnen vor der Hand zu, und erst Holland, dann der Kaiser wollten die Subsidien auf sich nehmen. Aber vom Wollen bis zum Tun war wieder einmal ein weiter Weg, das Geld blieb aus, es gab »Hunger und Kummer«. Die Regierungen wurden lau und abgünstig, und es kam dahin, daß Bülow einmal dem Prinzen Eugen die Ausführung eines militärischen Befehls verweigerte. Am 30. November 1713 marschierten die Hannöverschen nach Hause ab.

Mit vieler Gloria gekrönt, durfte Kuno Josua von Bülow aus dem Kriege zurückkehren. Noch 1712 war er zum General en chef ernannt worden und hatte zu seinen Dragonern das rotröckige Infanterie-Garde-Regiment erhalten. Es schien nun, als könnte der Held, seiner Lorbeeren froh, von den Mühen des Krieges ausruhen und seine Kraft der Schulung seiner Armee widmen. Es war auch das schon schwer genug; denn dadurch, daß 1705 Lüneburg an Hannover fiel, war der Umfang seiner Pflichten auf das doppelte gewachsen. Aber im Jahre 1719 mußte der Sechzigjährige noch einmal in den Sattel und in einem für einen graden Soldaten widerwärtigen Geschäft.

In Mecklenburg haderten die Herzöge schon lange mit ihren Ständen, den Rittern und Städten. Hier gährte noch die Entwicklung, die in den meisten andern Territorien schon im 17. Jahrhundert abgeschlossen war: die Einigung der Territorialmacht in der Person des Landesherrn durch die Vernichtung der ständischen Sonderrechte. 1713 hatte Karl Leopold den Thron bestiegen. Der nordische Krieg hatte ihn zu Rüstungen gezwungen, er war in Geldverlegenheit und ging seine Stände an. Die Ritterschaft, natürlich, verweigerte das Geld und reizte den ohnehin gewalttätigen Herzog solange, bis dieser sich zwei Regimenter seines russischen Oheims Peter ins Land rief und seine Herren Stände mit blanker Waffe zur Raison bringen wollte. Die Ritterschaft machte sich eiligst aus dem Staube und begann nun von außen eine greuliche Hetze gegen ihren Herzog. In Hannover gerierten sich einige der flüchtigen Junker gar als »engerer Ausschuß« der Stände und hielten förmliche Landtage ab. Am willigsten aber fand ihr Lamento am Kaiserhofe Gehör; man gönnte dem Ketzer die Ungelegenheiten und schürte die Zwietracht. Als es nun zu dem äußersten gekommen war, da machte die Habsburgische Politik einen Meisterstreich; der Kaiser verhängte die Reichsexekution über den Herzog und übertrug sie an Hannover und Wolfenbüttel. Denn das

war zugleich ein Hieb für den gehaßten Preußenkönig; Preußen war der Direktor des niedersächsischen Kreises und stand mit Mecklenburg im Erbvergleich; sollte also exekutiert werden, so hatte Preußen die Leitung zu beanspruchen. Georg von Hannover scheute aber die Wut seines preußischen Schwiegersohnes nicht; er hoffte, Mecklenburg wo möglich an sich zu bringen, und gab Bülow Befehl, die Exekution auszuführen. Anfang März überschritt dieser mit 9000 Mann die Elbe, wie sein Landsmann und Zeitgenosse Pfeffinger sagt, um »dem ehrsüchtigen Hertzog den Zügel in den Zaum zu legen, und die unbändige Rußische Klop-Fechter ein wenig auf den Tantz zu führen«.

Wie unserm Bülow hierbei zu Mut gewesen ist, können wir nicht sagen. Er gehörte selber einem mecklenburgischen Adelsgeschlecht an und kann sehr wohl einen rechtschaffenen Haß auf den Herzog gehabt haben. »Ein starcker, frischer und tapfferer von Adel und denen Mecklenburgern über die massen angenehm«, so liest man bei Pfeffinger. Aber mag er auch den Herzog verwünscht haben: die Rolle als Reichsexekutor muß ihm höchst ungelegen gewesen sein. Denn hier galt es nicht, den Dragonern vorauf in den Feind zu jagen, hier sollte wo möglich jedes Blutvergießen vermieden und der Herzog nur mit einigen deutlichen Handbewegungen zum Lande hinaus komplimentiert werden. Es war eigentlich mehr ein Geschäft für einen Diplomaten, als für einen Kriegsmann, und am Ende möchte Kuno Josua von Bülow auf diesen federfüxischen Kriegsplan recht unchristlich geschimpft haben.

Bülow hatte sich einen Plan zurecht gemacht, der jedenfalls der Lage entsprach; er wollte die mecklenburgischen Truppen umstellen und zur Kapitulation bewegen. So schickte er den Oberst Delleur mit seinem Infanterie-Regiment im Bogen um die Mecklenburger herum, mit dem Befehl, in ihrem Rücken den Brückenpaß bei Walsmühlen zu besetzen. Inzwischen hatte aber der mecklenburgische General von Schwerin — der spätere preußische Feldmarschall — von dem Herzog Befehl erhalten, sich auf Rostock zurückzuziehen. Er brach am 5. März vor Tau und Tage auf und kam noch im Dunkeln an den Paß von Walsmühlen. Der war besetzt, die Brücke abgebrochen. Schwerin versprach, alle Feindseligkeiten zu unterlassen, wenn man ihm den Durchgang bewillige; er fand kein Gehör. Nach Schwerins Darstellung ist gleich nach der Verweigerung des Durchzugs eine Salve auf sein Tillisches Regiment gefeuert worden, und das hat seine Leute so empört, daß sie rachlustig die Kanonen vorgeführt und Granaten auf den Feind geworfen haben. Wer die Schuld an dem Blutvergießen trägt, wird

man schwerlich entscheiden wollen; es ist eben eine Unmöglichkeit, daß Feinde in aller Freundschaft gegeneinander operieren, und auf welcher Seite der erste Schuß fällt, ist am Ende ein Zufall. Der Erfolg war jedenfalls, daß Schwerin den Durchzug erkämpfte. Kaum aber ist er hinüber, da erhält er die Meldung, daß General Bülow wutschnaubend mit acht Eskadrons ihm nachjagt und die Schlappe rächen will. Eiligst stellt sich Schwerin in Schlachtordnung auf, und richtig, schon attackiert Bülows Kavallerie heran. Und der Erfolg? Nach Schwerins Auffassung ist sie mit blutigen Köpfen repoussieret worden und hat sich nicht weiter sehen lassen; nach Bülows Berichten ist die ganze mecklenburgische Kavallerie über den Haufen geritten und die Infanterie nur darum verschont worden, weil seine Reiter von dem weiten Ritt erschöpft und sein Fußvolk nicht zur Stelle war. Bülow beruft sich auch auf das Urteil mecklenburgischer Offiziere und fügt hinzu, wer den Herrn Generalmajor von Schwerin recht kenne, dem würden dergleichen Gaskonaden garnicht fremd vorkommen. Unbestritten bleibt, daß Schwerin seinen Abmarsch fortsetzen konnte; um 11 Uhr vormittags kam er ungehindert in Schwerin an. — Bülow folgte ihm langsam; und ebenso langsam wichen die herzoglichen Truppen zurück. Endlich am 4. April traten sie auf das Pommersche über und lösten sich auf; Schwerin trat in preußische Dienste. In Rostock tagte nun eine braunschweigisch-mecklenburgische Kommission, um dem Lande Ruhe zu bringen. Der »engere Ausschuß« kehrte zurück und wurde von der Ritterschaft feierlich begrüßt. Er brachte auch Bülow seinen Dank und »verrichtete dies Compliment mit so vieler Beredsamkeit, daß der Hr. General damit sehr zufrieden war.« Die Exekutionstruppen marschierten vom Mai an allmählich ab; als letzte blieben Bülows Dragoner. Die politische Frage aber war beantwortet: die Ritterschaft richtete sich nach Wohlgefallen ein; der Herzog kam nicht zurück, und sein Nachfolger fügte sich in das Geschehene. So hat Bülow zur Erhaltung des einzigen Ständestaates beitragen müssen, den wir heute noch in Deutschland haben.

Einen Feind aber hatte sich Bülow aus dem Zuge mitgebracht, der nicht müde wurde, ihn mit Bosheiten zu bedenken. Das war kein geringerer als der preußische König Friedrich Wilhelm I. Der war, wie wir wissen, bei der ganzen Aktion zur Seite gedrängt worden, und sein Groll mußte sich entladen. Die zweifelhafte Affäre bei Walsmühlen kam ihm grade recht, und Bülow wurde das Ziel seiner grimmigen Witze. Noch nach zehn Jahren, als die Spannung mit Hannover wieder auf der Höhe war, spottete er über »Monsier Bülau

und seine 15000 Hannöverischen«, und bei den stürmischen Sitzungen im Tabakskollegium fiel mancher Hieb für ihn ab. Der kaiserliche Gesandte berichtet, wie der König da »von der englischen Prahlerei, und daß sie der gansen Welt Gesetze vorschreiben wollten, vielmal Erwähnung thut, und auch die Poltronerie der hannöverschen Truppen sehr empfindlich, auch die schlechte Conduite und üble Reputation des von Bulau abmahlet, und für die kaiserliche Armee und deren Generalität sich declariert, die Königin hingegen sehr heftig gegen die letztern und in faveur der andern spricht. Dahingegen der König verschiedene Mal ihr die Aktion im Mecklenburgischen, da der General . . . . mit 300 Pferden, den Bulau mit seinen 2000 Mann Infanterie und Cavallerie geschlagen hat, vorwirft.« Noch toller schreibt der König an den alten Dessauer: »Wenn Bülow eine Ohrfeige bekommt, bevor er uns wieder eine giebt, er sich dreimal umkehren wird. Ist ein braver Held!« Man darf von dem Soldatenkönig nicht verlangen, daß er Bülow in einer Zeit Gerechtigkeit widerfahren ließ, wo er jeden hannöverisch gesinnten Preußen für einen »Coujon« erklärte.

Es ist das letzte Mal, daß der alte Degen ins Feld gerückt ist, und ein sauer verdienter Feierabend liegt vor ihm.

Seinen Hausstand hatte Bülow in den neunziger Jahren begründet; Anna Oelgard von Ahlefeld, die Tochter eines dänischen Landrats und Obersten, vielleicht eine Kusine, war seine Gemahlin geworden und hatte ihm zwei Kinder geboren: eine Tochter Sophie und einen Sohn Ernst August, dieser 1697 geboren und mit den Vornamen des Kurfürsten getauft. Leider scheint aber das Familienleben nicht ohne Stürme gewesen zu sein.

Wohl war Bülow reich geworden. Ein Oberst bezog monatlich 80 Th. Gehalt, das Generals-Gehalt wurde monatlich in Form einer Zulage bezahlt und betrug bei einem Generalmajor monatlich 60, Generalleutnant 100, General 200 Th. Nach altem Herkommen erhielt im Kriege jeder Kommandierende von seiner Garnison ein »Douceur«; so bekam Bülow 1706 von den brabantischen Städten die Fourage für sein ganzes Regiment geschenkt. An fürstlichen Donationen mag es auch nicht gefehlt haben. Da Bülow außerdem ein guter Wirt war, so konnte er sich einen stattlichen Grundbesitz erwerben. Er kaufte 1712 Löhrsdorf, Satjewitz, Groß-Brode, Klausdorf und Retwisch, 1716 Siggen und Goddersdorf (Qualendorf), 1723 Emkendorf, sämtlich in Holstein. Vom Vater her besaß er Seelze in Hannover, aus dem Nachlaß seines ältesten Bruders Joachim Heinrich übernahm er Abbensen. Dort in Abbensen steht am Eingang des

Hofes noch ein Torweg mit zwei steinernen Pfeilern, beide gekrönt von Vasen mit dem Bülowschen und Ahlefeldschen Wappen mit der Unterschrift: »Kuno Josua Freiherr von Bülow 1723.« Das großartige alte Schloß mit seinen Wandmalereien und Stuckaturen ist freilich verschwunden, aber die alte Lindenallee, die darauf zuführte, ist geblieben. Vor dem Schlosse schmückte ein Bassin den Rasenplatz, und vier mächtige Barockvasen mit Darstellungen der Jahreszeiten standen um das Wasser; heute sind sie im Park verstreut. Auch das Haus in Hannover stand in Kuno Josuas Verwaltung, und ein Teil der Bibliothek wurde nach Abbensen überführt. Aber zum häuslichen Behagen fehlte doch manches.

Die Frau Generalin scheint eine sehr resolute Dame gewesen zu sein. Sie gebrauchte öfter »sehr harte Expressionen« und Dienern drohte sie mehr als einmal, ihnen Arme und Beine entzwei zu schlagen. Vielleicht hatte sie den alten Soldaten gerade durch eine gewisse forsche Art angezogen. In der Folge ergab das aber doch mancherlei Reibungen. Frau Anna Oelgard begleitete ihren Gemahl in die brabantischen Feldzüge und wirtschaftete mit dem Gelde wie ein Stabstrompeter; zweimal brachte sie ihren Mann an den Rand des Bankerotts, und am Ende seines Lebens seufzte Kuno Josua, er hätte mit seiner Gemahlin vieles erlebt und drei Tonnen Goldes wäre er reicher, wenn er eine andere gehabt hätte als sie. Ein Prinz des Hauses Hannover nennt die Generalin eine dame du monde, doch als 1708 erzählt ward, die Generalin bleibe im Winterquartier Lier und wolle nicht nach Brüssel, da weidet er sich an der anzüglichen Frage: welche Offiziere wohl im Winterquartier seien?

An den Kindern war auch nicht eitel Freude zu erleben. Die Tochter heiratete einen Kammerherrn von Steinberg, starb aber bald, ohne Erben zu hinterlassen. Der Sohn Ernst August lebte schon so in Saus und Braus und verband sich 1724 mit einer Dame, die seinen Leichtsinn womöglich noch überbot. Es war das eine Gräfin Platen, eine Tochter des Britannischen und Braunschweigischen Geheimen Staats- und Oberkämmerers Grafen Ernst August von Platen. Schon diese Familie war dem alten General nicht recht. Der Vater war in Schulden gestorben, die Mutter war die Geborene von Meysenburg, die sich als Verfasserin eines Hofspiels einen Namen gemacht hat und nach Bülows Ausdruck »ohne täglichen Umgang mit Komödianten nicht leben konnte.« Die beiden jungen Leute hatten jährlich 6000 Th. zu verzehren und machten doch Schulden über Schulden. Kinder wurden ihnen nicht geboren, die Sorge für die Zukunft störte sie

also nicht. Da reisten sie angeblich zu einer Badekur nach Aachen, kutschierten in Wahrheit aber bis in das einzige Paris und kauften Pretiosen, Pferd und Wagen ein. Natürlich war der alte General höchlich mißvergnügt und hing einem alten Sprichwort nach, daß Kanzler-, Soldaten- und Pfaffengüter nicht auf den dritten Erben kämen. Dem vorzubeugen, wollte er denn doch bedacht sein, denn wie uns sein Sekretär sagt, war neben seinem Kommando das seine Hauptsorge: »der Posteritaet in Familia, nach dem Exempel seines Herrn Vaters, ein gutes Andenken zu hinterlassen und derselben solche praerogativen beyzulegen, daß daferne sie sich derselben nützlich gebrauchen und Ihnen folgen würde, Sie nicht allein in beständigstem Flor erhalten, sondern auch in noch großeres Lustre mit der Zeit gesetzet werden könnte.«

Sein Plan war, seine Güter zu einem Fideikommiß zu vereinigen; in dem Fideikommiß sollte noch ein Majorat Platz finden. Erster Erbe sollte sein Sohn sein; ihm sollte die Descendenz seines jüngsten Bruders Wilhelm Dietrich folgen. Emkendorf sollte der Sitz des Majoratsherrn werden, und ein Schloß wurde dort aufgeführt, das er »nicht magnifique genug« einrichten konnte. Sobald alles geordnet war, wollte er sich an seinen Gönner Prinz Eugen wenden und die längst angebotene Erhebung in den Grafenstand erbitten; das Wappen hatte er sich schon entworfen.

Lange beschäftigte ihn die Sorge, wie das Werk am besten einzurichten sei; denn es sollte so begründet werden, daß es »vor Meister und Gesellen fest bestünde.« Wer seine Absicht störe, hat er einmal »mit besonderer Emphasi« ausgerufen, der werde machen, daß dereinst seine Gebeine nicht ruhig in der Erde liegen könnten, und diese sollten sich umdrehen, wann das geringste Pertinens aus seinen Gütern mal à propos angewandt oder gar davon entwendet würde. Endlich 1729 wurde eine fideikommissarische Disposition cum annexo maioratu aufgesetzt, sachverständig geprüft und approbiert. Aber die Ausführung verzögerte sich durch Truppenmusterungen — der Siebzigjährige waltete noch immer seines Amtes und hatte die Freude, beim Regierungsantritt seines neuen Herrn, Georg II. (1727 bis 1760) zum Feldmarschall ernannt zu werden — verzögerte sich weiter durch Gutsgeschäfte, eine Reise ins Emser Bad, und ehe noch alles erledigt war, befiel dem Alten seine lezte langwierige Krankheit. Im Dezember 1730 kam er von einer Reise auf seine holsteinischen Besitzungen zurück und wurde von einem starkem Fieber befallen, das die Kräfte seines Verstandes und Gesichtes angriff. Er konnte

sich aller Dinge nur »confusement« erinnern. Zwar ließ das Fieber im Februar nach und die Kräfte erholten sich; »zu gewissen intervallis« war er bei gesundem Verstande, gewöhnlich bis die Rede auf unleidliche Dinge kam als »von übemäßigen Depanses, widrigen Berichten von Rechnung führenden Verwaltern, derer Medicorum Dicours von Gebrauch der China.« Die Schwäche des Gesichtes blieb überhaupt.

In seinen lichten Augenblicken kam Kuno Josua von Bülow eifrig auf die Testamentssache zurück. Er erbat sich von dem nächsten Erben nach seinem Sohne, dem Sohne seines Bruders Wilhelm Dietrich, seinem Neffen Friedrich, einen Vertrauten, und als dessen Sekretär erschien, ging er mit ihm die Anordnungen noch einmal durch. Am 28. März 1731 konnte er »mit großer Freudigkeit« das unterschriebene und gesiegelte Testament deponieren. Es enthielt die Stiftung des Fideikommisses und ernannte zum Erben den Sohn Ernst August, danach den ältesten Sohn des Neffen Friedrich.

Nun setzte aber mit aller Macht das Gegenspiel ein. Die Frau Feldmarschällin, »welche bald vor bald wieder Ihren Herrn Gemahl, auch Herrn Sohn war, je nachdem die Umstände ihrem interesse und führenden Lebens-Art gemäß fürliefen«, war in diesem Falle, wo ihr Geldverbrauch bedroht war, natürlich wider ihren Herrn Gemahl und für ihren Herrn Sohn. Denn der Kammerherr Ernst August hatte selbstverständlich seines Vaters Absichten mit der größten Verstimmung begleitet; er war nicht gewillt, seinen Kredit schmälern zu lassen. Mutter und Sohn gingen nun mit allen Mitteln darauf aus, das Testament aus dem Wege zu schaffen. Die Feldmarschällin war anfangs für die probaten Mittel; dem Feldjäger, der den Sekretär Friedrich von Bülows vorgelassen hatte, wollte sie des Abends auflauern und Arme und Beine entzweischlagen lassen. Aber bald beschlossen die beiden, diplomatische Wege zu betreten. Sie steckten sich hinter die Kammerdiener des Feldmarschalls.

Kuno Josuas Zustand verschlimmerte sich mählich. Er wurde immer verwirrter und heftiger. Es ist jämmerlich, daß der ergraute Kriegsheld am Ausgang seines Lebens noch den König Lear spielen mußte. Sein Haus füllte sich mit Schmarotzern aller Art. Wohl war noch eine treue Seele bei ihm, sein Sekretär Brandes; aber was wollte er zu dem Treiben der Lakaien sagen, wenn die Frau Feldmarschällin selber Koffer und Kammern aufbrechen ließ, um das Silberzeug zu entführen und mit dem Sohne zu teilen. Die Kreaturen der beiden drängten sich um den blöden Feldmarschall und durften sich für ihre guten Dienste alle Freiheiten erlauben. Da war ein Kammerdiener,

›klein von Statur, aber groß an Boßheit‹, der von Rechts wegen nur den Bart zu scheren hatte, der wußte den kranken Alten kunstgerecht zu nehmen. Er durfte auf dessen Pferden ausreiten, er kutschierte in dessen Chaise seine Braut und ihre Eltern ins Grüne, er schickte die Ordonanzen mit seinen Billets d'Amour aus und ließ sich von Fähnrichen Douceurs einhändigen. Ja, als sein Herr zum letzten Male in der Öffentlichkeit erschien — bei der großen Revüe vor dem König — da setzte sich dieser Lümmel rechts neben ihn in die Staatskarosse und ließ sich huldvollst für einen Prinzen begrüßen. Dieses Pack war natürlich für alles feil; und einer stahl denn glücklich den Depositionsschein zu dem Testament. Nun schickte der Kammerherr noch den Garnison-Prediger ins Haus, und siehe da! Die geistliche Vermahnung hatte einen wunderbaren Erfolg: das Testament wurde zurückgefordert und verschwand in aller Stille.

Des Feldmarschalls Kräfte waren verflackert; von Mitte Juli 1733 an lag er still zu Bett und am 28. (27.?) Juli morgens gegen 3 Uhr schloß er die müden Augen. Beigesetzt ist er in Edemissen. Das Leichenbegräbnis wurde mit allem militärischem Pomp gefeiert. Es fand erst am 26. August statt. Als der Sarg aus der Kirche getragen wurde, erdröhnte vom Wall her eine Salve aus sechs Kanonen. Ein Dragonerleutnant setzte sich mit einem Unteroffizier und 24 Mann an die Spitze. Es folgte Artillerie, eine Eskadron Dragoner, das zweite Bataillon Garde; jetzt kam der Leichenwagen, auf dem Sarg ein Harnisch und goldener Degen, ihm zur Seite vier Stabsoffiziere; danach das erste Bataillon Garde, Offiziere von der Infanterie, Kutschen, Offiziere von der Kavallerie und zum Schluß eine Eskadron Dragoner. Alle Fenster und Dächer waren von einer dichten Menschenmenge besetzt. Am Egidientor grüßte ein zweiter Artilleriesalut den toten Feldmarschall. Am Pferdeturm löste sich der Zug auf, und die Truppen traten zu beiden Seiten in Parade an; eine dreifache Salve des ganzen Aufgebots rief den Abschiedsgruß, und zwischen den präsentierenden Linien fuhr der Leichenwagen hinaus. Ein Dragoner-Kommando geleitete ihn bis Edemissen, das übrige Militär kehrte mit Pauken und Trompeten und schmetternder Kriegsmusik in die Quartiere zurück.

Ein tapferes Herz hatte ausgeschlagen. Die Farce seiner letzten Tage aber war noch nicht zu Ende.

Der Kammerherr Ernst August hatte schon drei Tage vor dem Tode die Pretiosen und Silberstücke bei Nacht und Nebel in seine Wohnung herüberschaffen lassen. Jetzt ging spornstreichs ein Kammer-Furier auf die Güter ab und nahm von ihnen vor Zeugen

und Notar Besitz. In feierlichster Form, nach dem Brauch uralter Zeit, wo man Kontrakte noch nicht schreiben und lesen konnte, geschah das auf dem Stammgut Abbensen. Die Untertanen mußten Treue schwören, ein Gerichtsakt wurde im Namen des Grafen Ernst August vollzogen. Der Gerichtsverwalter schloß die Haustür auf, schnitt einen Spahn aus dem Pfosten, zündete in der Küche auf dem Herd ein Feuer an und löschte es wieder, grub auf dem Hof eine Scholle Erde auf, nahm aus dem Lustgarten eine Handvoll Erde und ein Reis von der Hecke, ging die Felder ab und nahm von jedem eine Scholle und eine Ähre — alles in Zeugengegenwart.

Selbst die Frau Feldmarschällin durfte den Tod ihres Gatten erst um Mittag erfahren.

Wohl hat sich der Vetter Friedrich von Bülow nicht gutwillig in das böse Spiel ergeben. Aber all sein Remonstrieren hat ihm nichts genutzt, Ernst August blieb der freie Herr über das Erbe.

Die Feldmarschällin starb Anfang 1736. Ernst August hat noch eine glänzende Laufbahn durchmessen. 1730 wurde er in den Reichsgrafenstand erhoben, war Gesandter in Paris und 1757 rückte er zum Ober-Kammerherrn und Geheimen Kammerrat auf. 1756 zog er sich auf die holsteinischen Güter zurück.

1766 ist er gestorben, seine erste Gemahlin schon einige Jahre vorher, nachdem sie das Leben ausgekostet hatte; mit Erstaunen hört man, daß sie eines schönen Tages mit ihren Juwelen eine öffentliche Lotterie veranstaltet und augenscheinlich die Absicht hat, ihrem Gemahl auf und davon zu gehen. 1761 verheiratete Ernst August sich noch einmal mit einer Gräfin Kielmannsegge. Unter Tränen hatte die Braut dem Tag der Hochzeit entgegengesehen, und sie hat sich in der Ehe immer unglücklich gefühlt.

Ernst August selber hat vergeudet bis an sein Ende; 1764 wurde schon zweier Forderungen wegen Execution erkannt, und es drohte schon der vollständige Konkurs. Nur durch den Verkauf dreier Güter wurde er abgewendet. Als Ernst August starb, fielen die übrigen holsteinischen Güter an die Erben seines Vetters Friedrich und wurden von diesen aufgegeben; die hannöverschen Besitzungen kamen an die Linie Thomas Christians, aber schon 1785 brach über Abbensen der Konkurs herein. Während des Konkurses wurde (1804) das Schloß samt seinen Malereien und Stuckaturen für 2300 Th. auf Abbruch verkauft und die kostbare Bibliothek für 2600 Th. losgeschlagen. Noch heute bekommt man in der Gegend schöne Ofenkacheln aus dem »alten Bülowschen Schloß« in Tagelöhnerstuben zu sehen, und heute

noch hat man dort »die Bülows« als Verschwender im Gedächtnis. Erzählt man doch, »die Bülows« seien auf Salz Schlitten gefahren, wenn gerade kein Schnee gelegen habe. — Ob sich der alte Kuno Josua im Grabe umgedreht hat?

In dem Rüpelspiel vor dem kindisch gewordenen Feldmarschall ist auch eine Szene vorgekommen, wo der eine Kammerdiener zur Belustigung der Genossen mit dem Marschall-Hut und -Mantel in die Stube trat und sich gravitätisch neben den Alten niederließ. So geht das Leben des Kriegshelden mit einer Parodie zu Ende.

Die bleibende Heimat, die Kuno Josua seinem Geschlecht begründen wollte, ist verloren gegangen. Aber ein Nachfahr aus der Linie des jüngsten Bruders, gleich glücklich im Waffenhandwerk, ist gekommen und hat das Majorat geschaffen: Bülow von Dennewitz. Und wohl ist es einem tröstlich und erhebend, wenn jetzt das Bild des alten Kriegshelden dort im Saale hängt, mit der Lockenperücke und dem Harnisch und den jugendlich zürnenden Augen; stolz und hochgemut wie damals, als er seine Kavallerie an den Feind führte.

---

d) Hans Otto (1661—1729),
Hannöverscher Landdrost.

Hans Otto ist geboren 1661. Er hat es von den Brüdern am wenigsten weit gebracht; seine Laufbahn schließt mit dem Landdrosten zu Harburg ab. Wie sein ältester Bruder, ist er Junggeselle geblieben. Immerhin muß er in der gesellschaftlichen Welt gestanden haben, denn in seinem Nachlaß befindet sich ein Tafelgeschirr, das 1725 in London angefertigt ist und z. B. 12 Dutzend Teller enthält. Gestorben ist er zu Harburg 1729 an einem hitzigen Fieber, »wodurch«, bemerkt sein Schreiber, »die Republiq einen rechtschaffenen Eiferer für das allgemeine Beste, Ich armer aber einen aufrichtigen Herren und hohen Beförderer verlohren habe«. Man trifft wieder auf den Schwulst der Zeit, wenn man hört, daß um seinen Tod drei Wochen geläutet wird.

---

e) Wilhelm Dietrich (1664—1737).

Über ihn, seinen Sohn und seinen Enkel steht das Nähere im Hohenzollern-Jahrbuch für 1904 und 1906 und im Archiv für Kulturgeschichte 1905. Die Geschichte des Gutes Falkenberg enthält das Programm des Pädagogiums in Putbus 1905.

Wilhelm Dietrich von Bülow ging als Kammerjunker an den Brandenburger Hof, als 1684 die Tochter des Herzogs Ernst August

von Hannover, Sophie Charlotte, dem Kurprinzen vermählt wurde. Als die Prinzessin 1701 zur ersten Königin von Preußen aufstieg, wurde er zu ihrem Oberhofmeister berufen. Sein Sohn Friedrich brachte es zum preußischen Etatsminister, während sein Enkel Ulrich als Freigeist in der Stille hauste. Der Urenkel ist Bülow von Dennewitz.

W. Steffen.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert.

Das vergangene Jahrhundert kann mit Recht das Jahrhundert der Naturwissenschaften genannt werden, denn von allen Wissenschaften haben sie in ihm die glänzendste Entwickelung in verhältnismäßig kurzer Zeit durchgemacht. Im geistigen und wirtschaftlichen Leben sind sie zu treibenden Kräften geworden. Diese beherrschende Stellung verdanken sie einmal der innigen Verbindung von Wissenschaft und Praxis; den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung folgte sofort die Anwendung in der Technik, durch die die Bedeutung der Naturwissenschaften im praktischen Leben erwiesen wurde. Andererseits hat sich im vergangenen Jahrhundert eine Popularisierung der Naturwissenschaften im weitesten Umfange vollzogen. Dadurch sind neue Bildungselemente in die breiten Schichten des Volkes gedrungen und haben dem geistigen Leben des Jahrhunderts seinen eigentümlichen Charakter gegeben. Eine Umbildung der gesamten Weltanschauung hat sich vollzogen und vollzieht sich noch unter dem Einfluß dieser Durchsetzung mit naturwissenschaftlichen Vorstellungen. Immer mehr bricht sich die Anschauung Bahn, daß zur Gewinnung einer Weltanschauung eine naturwissenschaftliche Grundlage erforderlich ist. Naturwissenschaftliche Fragen sind eben zum großen Teil im letzten Grunde nicht nur fachwissenschaftliche, sondern Weltanschauungsfragen. Hierin liegt der Grund für die dominierende Stellung der Naturwissenschaften im geistigen Leben der Gegenwart.

Sehr viele Zweige der Naturwissenschaften sind erst eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts. Noch zu Beginn desselben haben sie keine selbständige Stellung. Sie erscheinen als ein Anhang der Wissenschaft, die damals im Mittelpunkte des geistigen Lebens stand und alle Bildungs- und Weltanschauungsfragen beherrschte, der Philosophie. Alle anderen Wissenschaften pflegten hier ihre Anregungen zu empfangen; und so ist auch für die Richtung, in der sich die Entwickelung der Naturwissenschaften im Anfang des vorigen Jahrhunderts bewegte, der Einfluß der Philosophie bestimmend.

Kantischer Geist hat zunächst ihre Entwickelung nachhaltig und dauernd beeinflußt. Während bis dahin philosophische Spekulation allein durch die rein logischen Operationen des Denkens selbst die Erscheinungen der Außenwelt zu erklären suchte, zeigte Kant, daß alles Erkennen auf die Erscheinungswelt, also auf das der Beobachtung allein zugängliche Gebiet, beschränkt ist und daß der Erkennbarkeit überhaupt Grenzen gesetzt sind, die wir nicht überschreiten können, ohne den Boden der Wirklichkeit zu verlassen. Dadurch schuf er der Methode naturwissenschaftlicher Forschung die erkenntnistheoretische Grundlage, auf der sie sich weiter entwickeln konnte. Die empirischen Wissenschaften treten damit selbständig den Geisteswissenschaften zur Seite. Kant besaß selbst ausgebreitete naturwissenschaftliche Kenntnisse. In ihm tritt uns zum ersten Male ein Hauch vom Geiste moderner Naturwissenschaft entgegen.

Ganz anders verhält es sich mit der auf Kant folgenden Periode der Philosophie. Sie hat die Entwickelung der Naturwissenschaften direkt gehemmt. Der Philosophie Hegels galten Beobachtung und Experiment als unnütze Zeitverschwendung; ihre spekulative Betrachtungsweise, die aus der Enge der Studierstube heraus die Natur zu begreifen sucht, steht im größten Gegensatz zur Arbeitsweise des Naturforschers.

Ebenso hat die Schellingsche Naturphilosophie keinen Einfluß auf die Entwickelung der Naturwissenschaften ausgeübt. Denn wenn auch einzelne Gedanken in ihr an moderne Anschauungen anklingen, so bestand ihre Gefahr im Gegensatz zu Kant eben darin, daß sie »trotz aller Abhängigkeit von den naturwissenschaftlichen Forschungen ihrer Zeit die Empirie gering achtete. Der Mühe empirischer Beobachtung und langsam aufwärts führender Induktion glaubte man überhoben zu sein.«

Die Folge war eine Abneigung gegen die Philosophie bei den Vertretern der Naturwissenschaften, eine Verachtung ihrer unfruchtbaren Gedankengänge. Naturwissenschaft und Philosophie entfernten sich immer weiter von einander, ja standen sich schließlich geradezu feindlich gegenüber. Lange hat es gedauert, bis auf Seiten der Naturforscher das Mißtrauen schwand, das sich seit den Tagen Hegels und Schellings bei ihnen gegen die Philosophie festgesetzt hatte. Erst am Ende des Jahrhunderts sehen wir wieder gegenseitiges Verständnis und alsbald auch fruchtbare Einwirkung sich anbahnen.

Im ganzen findet sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nur geringes Verständnis für die Denk- und Arbeitsweise der Naturwissenschaften. Man muß sich diese Tatsache vergegenwärtigen, um

den Wandel in den Anschauungen, der sich in der nun folgenden Periode der großen Entdeckungen vollzog, zu würdigen.

Mit der Philosophie waren die Naturwissenschaften zerfallen, der Aufschwung, dem sie entgegengingen, kam aus eigener Kraft. Er knüpfte sich an eine Kette glänzender Erfolge auf allen ihren Gebieten. Die Philosophie ging dagegen einer Zeit des Tiefstandes entgegen; sie verlor das Ansehen bei den Gebildeten, das sie bis dahin besessen hatte, während die Naturwissenschaften berufen schienen, nunmehr eine Führerrolle im geistigen Leben zu übernehmen. So begann ein Kampf auf geistigem Gebiete, in dem schließlich eine neue Weltanschauung mit den Ergebnissen naturwissenschaftlicher Forschung als Grundlage in hartem Ringen geschaffen wurde.

In diese Zeit fällt auch die Wirksamkeit Alexander von Humbolds, der, selbst ein Mann der exakten Wissenschaften, viel zu dem Aufschwunge der Naturwissenschaften beigetragen hat. 1828 fand der erste naturwissenschaftliche Kongreß in Berlin statt, um dessen Zustandekommen er sich persönlich bemühte.[1]) Vor allem gab er durch seinen Kosmos die Anregung zu populärer Darstellung naturwissenschaftlicher Fragen, um auch in weiteren Kreisen dafür Interesse zu erwecken. Das Bedürfnis nach solcher Aufklärung war zweifellos vorhanden. In England und Frankreich war es längst Sitte, daß der Forscher sich mit den Ergebnissen seiner Arbeit auch an die große Menge der Gebildeten wandte. Der deutsche Gelehrte verhielt sich diesen Bestrebungen gegenüber zunächst ablehnend, denn die Resultate naturwissenschaftlicher Forschung können nicht ohne eine gewisse Schwierigkeit dem Laien verständlich gemacht werden. Der Weg, auf dem sie gewonnen sind, liegt hier nicht so offen zu Tage; die Arbeit des Naturforschers ist mühevoll und wird nur von wenigen verstanden und gewürdigt. Erst allmählich gelingt es, die anfängliche Ablehnung zu überwinden und den Laien über die Stufe kühler Bewunderung zu wirklichem Verständnis zu bringen. Als einer der ersten verfolgte nach Humboldt Liebig in seinen chemischen Briefen diese Tendenz. Später fanden diese Bestrebungen in Helmholtz und Dubois-Reymond verständnisvolle Nachfolger. Heutzutage ist man daran gewöhnt, die hervorragendsten Vertreter der Naturwissenschaften über die Ergebnisse ihrer Forschungen berichten zu hören.

Eine stattliche Reihe bedeutender Namen bezeichnet das Aufblühen der Naturwissenschaften. Mancher hat zwar in der Geschichte seiner

---

[1]) **Ziegler: Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. Berlin 1899.**

Wissenschaft einen hellen Klang, ist aber trotzdem kaum über die Grenzen der Fachkreise hinaus bekannt geworden.

Zwei wissenschaftliche Probleme haben die geistigen Strömungen ihrer Zeit in besonderem Maße beeinflußt und sind zu Weltanschauungsfragen geworden: die Verdrängung der vitalistischen Auffassung von den Lebensvorgängen durch die mechanistische und das Eindringen der Deszendenztheorie. In ihnen werden die letzten und höchsten Fragen, die die Naturwissenschaft überhaupt kennt, berührt: die Eigentümlichkeit der Prozesse, die wir als Leben bezeichnen, die Entstehung des ersten Lebens überhaupt und die Entwickelung, die Tiere und Pflanzen mit Einschluß des Menschen seitdem durchgemacht haben.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts herrschte noch allgemein die Ansicht, daß die Lebensvorgänge an das Vorhandensein bestimmter, geheimnisvoller Lebenskräfte gebunden seien, die sich durch Generationen hindurch ungeschwächt fortpflanzen können, im Augenblick des Todes aber spurlos verschwunden sein sollten. Diese Lehre bedeutete im Grunde den Verzicht auf jede wissenschaftliche Erklärung überhaupt. Zwischen organischer und anorganischer Welt gähnte eine tiefe, unüberbrückbare Kluft. Den ersten Stoß erhielt diese Auffassung, als es Wöhler in seiner Synthese des Harnstoffes gelang, organische Substanz aus anorganischer herzustellen. Völlig vernichtet wurde sie durch Helmholtz und Dubois-Reymond. Das von Robert Maier entdeckte, von Helmholtz wiedergefundene Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das nur eine Umbildung, aber keine Neubildung von Kräften kennt und die Äquivalenz von Wärme und Arbeit feststellt, stellte unser gesamtes Naturerkennen im allgemeinen und die Auffassung von den Lebensvorgängen im besonderen auf eine neue Grundlage. Denn es war nur natürlich, daß man auch die organischen Vorgänge im Tier- und Pflanzenkörper im Lichte dieser neuen Auffassung ansah. Besonders die Physiologie wurde dadurch in neue Bahnen gelenkt; physikalische und chemische Methoden wurden in sie eingeführt und das Experiment in den Vordergrund gestellt. Die alten Bahnen der Naturerklärung, die noch ganz im Geiste Hegelscher Philosophie liefen, wurden verlassen. Johannes Müller wurde dadurch der Begründer der modernen Physiologie. Aus seiner Schule sind auch Helmholtz und Dubois-Reymond hervorgegangen. Von allen deutschen Naturforschern des vorigen Jahrhunderts haben sich diese beiden Männer unstreitig die größten Verdienste um die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse erworben und haben damit künftigen Generationen eine neue Weltanschauung geschaffen.

Das Ziel der mechanistischen Lehre war, die Lebensvorgänge als Folge der Bewegungsvorgänge körperlicher Massen zu erklären. Bald gingen ihre radikalsten Vertreter noch weiter, suchten alle psychischen Vorgänge nur als Bewegung der Gehirnsubstanz darzustellen und kamen so zur Ablehnung der Willensfreiheit und aller religiösen Vorstellungen. Dieser materialistischen Auffassung, die ihre Erklärung einerseits als Reaktion gegen die Hegel-Schellingsche Philosophie, andererseits in den kirchlichen und politischen Verhältnissen der damaligen Zeit findet, traten andere Naturforscher scharf entgegen; und seinen Höhepunkt erreichte dieser sogenannte Materialismusstreit auf der Göttinger Naturforscherversammlung 1854.

Das Aufblühen der Naturwissenschaften hatte die Entstehung materialistischer Anschauungen begünstigt, mit Hilfe der Naturwissenschaften wurden sie auch wissenschaftlich überwunden. Kantischer Geist in Verbindung mit den Ergebnissen naturwissenschaftlicher Forschung hat sich hierbei am fruchtbarsten erwiesen. Nach dem Tiefstande um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgte aus dem Geiste der Naturwissenschaft heraus eine Wiedergeburt der Philosophie. Helmholtz' Wirksamkeit ist es zu danken, daß Philosophie und Naturwissenschaft sich wiedergefunden haben.[1]) In ihm vereinigt sich die Forschungsmethode der exakten Wissenschaften mit dem Interesse für philosophische Dinge. Kants Philosophie gab ihm die Richtschnur für sein philosophisches Denken. Mit Fechner und Lotze nimmt dann eine neue Periode der Philosophie ihren Ausgangspunkt von den Naturwissenschaften. »Die Naturforschung verschafft sachliche Anknüpfungspunkte für die Behandlung der Weltanschauungsfragen.«

Während sich also die Naturwissenschaften mit der Philosophie wieder zu gemeinsamer Arbeit verbunden hatten, machte sich mit der Zeit ein gewisser Gegensatz zu den philologisch-historischen Wissenschaften bemerkbar, der auch heute noch nicht ganz überwunden ist.

Mit ihrer wachsenden Bedeutung für unser gesamtes Kulturleben forderten die exakten Wissenschaften einen ihrer Stellung angemessenen Einfluß in den Bildungsfragen der Zeit. Unsere höhere Bildung hat ihre Wurzeln im klassischen Altertume; die Altertumswissenschaften hatten infolgedessen den maßgebenden Einfluß in allen Fragen, die sich auf die Heranbildung der künftigen Generationen bezogen. Das tritt am deutlichsten in den Lehrplänen der höheren Schulen hervor:

---

[1]) Stumpf im Archiv f. Gesch. d. Phil. 1895. 8. Bd.

Lateinisch und Griechisch nehmen bis zum Ende des Jahrhunderts den breitesten Raum ein und sind fast ausschließlich Träger einer höheren Bildung. Allenfalls die Mathematik wurde noch wegen ihres formalen Bildungsgehalts geschätzt. Die Naturwissenschaften fanden dagegen kaum Berücksichtigung, selbst in einer Zeit nicht, als sie bereits ihre größten Triumphe gefeiert hatten. Es war selbstverständlich, daß die Vertreter der Naturwissenschaften auch in diesem Punkte ihrer Wissenschaft die gebührende Anerkennung zu verschaffen suchten. Sie hatten um so mehr ein Recht dazu, als auf die raschen Erfolge eine Zeit der ruhigeren Überlegung gefolgt war, die der Ausbildung ihrer Methoden, ihrer erkenntnistheoretischen Grundlagen diente; und aus der Überzeugung heraus, daß ihre Erkenntnisformen nicht nur für sie selbst, sondern auch für die moderne Bildung überhaupt Bedeutung hätten, verlangten sie, daß auch dem heranwachsenden Geschlechte mehr Gelegenheit gegeben werde, seine Bildung nach dieser Seite hin zu erweitern. Sie wollten als Kulturfaktor auch in Bildungsfragen anerkannt werden. Mit ihren Forderungen sind sie allmählich durchgedrungen: den Erfolg zeigt das Anwachsen der Realanstalten, vor allem der Oberrealschule, die stärkere Betonung des naturwissenschaftlichen Unterrichts auch an den Gymnasien und die schließlich erreichte Gleichberechtigung der 3 Arten höherer Lehranstalten. Auch hierin spiegelt sich die steigende Bedeutung der Naturwissenschaften im geistigen Leben wieder.

In den Kampf um die materialistische Weltanschauung wurde das andere Problem hineingetragen, das etwa um dieselbe Zeit von England nach Deutschland kam und das sich an den Namen Darwin knüpft: Die Abstammungslehre oder Deszendenztheorie.

Darwin ist nicht der Begründer einer gänzlich neuen Lehre geworden. Schon zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatten verschiedene Naturforscher sich zu der Ansicht bekannt, daß die uns umgebende Tier- und Pflanzenwelt das Produkt einer langen, sich über unendliche Zeiträume erstreckenden Entwickelung sei. Auch Goethe stand diesen Anschauungen, aus dem Werden heraus das Sein zu begreifen, nahe. Aber die Zeit für eine allgemeine Anerkennung dieser Lehre war erst gekommen, als es der Geologie und Palaeontologie gelungen war, durch Funde versteinerter Tier- und Pflanzenreste die historischen Dokumente für den Gedanken einer Entwickelung beizubringen. Darwins Verdienst ist, daß er diesem Gedanken die wissenschaftliche Welt erobert hat. Die Erklärung der wirkenden Ursachen einer solchen Entwickelung durch natürliche Zuchtwahl, d. h. durch

eine von der Natur selbst herbeigeführte Auslese im Kampf ums Dasein, also durch ein rein mechanisches Prinzip, ist der Kern seiner Theorie.

Daß sie gerade zur Zeit des Materialismusstreites nach Deutschland kam, hatte zur Folge, daß die Materialisten sich ihrer sofort bemächtigten. An und für sich hat sie nichts mit dem Materialismus zu tun, ebenso wenig wie Darwin jemals ein Anhänger desselben gewesen ist. Sie hat übrigens keineswegs nur in den Kreisen des Materialismus Anhänger gefunden, aber sie ist auch von vornherein in Fachkreisen und bei Laien heftigem Widerspruch begegnet. Keine wissenschaftliche Hypothese hat die Gemüter der gebildeten Welt so in ihren Tiefen aufgewühlt. Der Zuwachs an historischen Dokumenten aus dem Schoße der Erde hat dem Gedanken einer fortschreitenden Entwickelung Recht gegeben und ihn zu einer der Grundlagen moderner Weltanschauung gemacht. In diesem Sinne bedeutet der Darwinismus nicht nur für die biologischen Wissenschaften den Anfang einer neuen Periode, sein Einfluß hat sich auch auf die geschichtlichen Wissenschaften, auf Ethik und Weltanschauung erstreckt; er ist zum befruchtenden Prinzip auf allen Gebieten geistigen Lebens geworden.

In Deutschland war einer der ersten Anhänger Darwins der Jenaer Zoologe Ernst Haeckel. Dadurch hat er sich um die Entwickelungstheorie große Verdienste erworben. In der Folge hat er jedoch die Hypothese des Meisters zu einer natürlichen Schöpfungsgeschichte erweitert und seine monistische Philosophie und Weltanschauung darauf aufgebaut. Sein Buch: die Welträtsel, will ein Weltbild vom Standpunkte monistischer Philosophie geben. Im Grunde ist dieser Monismus ein neuer Materialismus. Bei diesen Versuchen hat Haeckel nicht nur in philosophischen, sondern auch in naturwissenschaftlichen Kreisen schärfste Zurückweisung erfahren.

Die Kritik des Darwinismus ist von rein biologischen, wie auch von philosophischen Gesichtspunkten ausgegangen. Seine Gegner haben in der Selektion immer ein mehr negatives, d. h. ungünstig veranlagte Individuen vernichtendes, als positiv-schaffendes Prinzip gesehen. Die unmerklich kleinen Veränderungen, auf die sich die Selektion stützt, können nach ihrer Ansicht unmöglich im Kampf ums Dasein Vorteile gewähren; dies können nur fertige, entwickelte Vorteile. Den zufällig auftretenden Veränderungen sprechen sie die Möglichkeit einer Vererbung, einer dauernden Erhaltung ab; denn in der Natur sei eine geschlechtliche Vermischung anders oder garnicht veränderter Individuen unvermeidlich. So kommen sie dazu, die Bedeutung einer

Selektion zwar nicht zu verkennen, aber als wirkende Ursachen für die Entstehung der Arten andere Umstände anzunehmen.

Veränderte Lebensbedingungen beeinflussen die Entwickelung des Körpers; aus diesem Grunde sieht der Neolamarckismus in dem Einfluß der Außenwelt infolge veränderter Existenzbedingungen, in dem dadurch bedingten Gebrauch oder Nichtgebrauch von Organen die Hauptursache. Eine zweite Hypothese sieht das eigentliche Prinzip in der Fähigkeit zur Mutation: in gewissen plötzlich auftretenden Variationen, durch die sich Unterformen bilden und wieder vergehen.

Wieder andere gehen davon aus, daß sich im lebenden Organismus Prozesse vollziehen, die nur aus der Zweckmäßigkeit heraus zu verstehen seien, und glauben ohne die Annahme eines besonderen vitalen Agens nicht auskommen zu können, das aber nicht als schaffende Kraft anzusehen ist — das war der Gedanke des alten Vitalismus — sondern das nur lenkend und richtungsbestimmend in den Lebensvorgängen sich äußert und damit die Möglichkeit einer Entwickelung vom Einfachen zum Komplizierten schafft.

Aber das Problem der wirkenden Ursachen bei der Entstehung der Arten ist noch immer ungelöst. Und so ist es auch mit der Frage nach der Entstehung des Lebens und dem Wesen der Lebensvorgänge. Einige der einfachsten Eigenschaften lebender Körper hat man auch an anorganischen zeigen können. Aber selbst namhafte Forscher sind der Ansicht, daß es uns wohl kaum gelingen wird, einen Körper in der Retorte darzustellen, den wir als lebend bezeichnen können, nämlich der automatisch assimiliert und sich nach einer gewissen Zeit teilt, und neigen dazu, eine gewisse Sondergesetzlichkeit des Lebens anzunehmen, die durchaus nichts Mystisches zu haben braucht, sondern die eben in den uns unbekannten Eigenschaften der Eiweißkörperchen im lebenden Organismus zum Ausdruck kommt.[1])

[1]) Dahl: Zur Frage: Was ist Leben? Naturw. Wochenschr. 1907. Nr. 27.

Lothar Hultzsch.



